

**Das reine Denken
und die Seinskonstituierung
bei Hermann Cohen**

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
genehmigt von der
Philosophischen Fakultät
der
Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Von
Josef Solowiejczyk
" "
Pruzana (Polen).

Tag der mündlichen Prüfung: 24. Juli 1930.

Tag der Promotion: 10. Dezember 1932.

B 3216
C 42756

Referenten:

Prof. Dr. Heinrich Maier
Geheimrat Prof. Dr. Max Dessoir



Exchange Diss.

1069840

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	7
Erstes Kapitel: Der allgemeine gesetzeswissenschaftliche Charakter des Denkens	11
Das Problem des mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkens. Der mathematische Apriorismus. Das Verhältnis zwischen Cohen und den physikalischen Realisten. Das wirklichkeitsfreie Denken. Der Identitätssatz. Die verschiedenen Elemente in der Cohenschen Philosophie. Die Marburger Deutung der Kantschen Kritik der reinen Vernunft. Die beschreibende und erklärende Methode. Das Problem der biologischen Wissenschaften. Der Unterschied zwischen den mathematisch-naturwissenschaftlichen und den biologischen Gegenständen. Die Naturpsche und Cassirersche Stellung zu diesem Problem. Kritik.	
Zweites Kapitel: Die Einheit des reinen Denkens	31
Apriori und synthetische Einheit. Das Problem der Objektivität und des Ursprungs des Denkens. Die Kantsche Beweisführung und die Cohensche Problematik. Das Problem der Absolutheit. Cohens Stellung zur Absolutheit. Der Ursprungsbegriff. Das Problem der Unendlichkeit. Die transzendente Methode. Die Frage. Die Identität. Formale und materiale Identität. Der subjektfreie Charakter des reinen Denkens. Das Verhältnis zwischen Fichte und Cohen.	
Drittes Kapitel: Das Bewußtsein	52
Die Gliederung in Denken und Bewußtsein. Die Aufgabe des Bewußtseins. Das formale Bewußtsein bei Kant. Die Einheit der Erkenntnis als Einheit des Bewußtseins. Der Unterschied zwischen Subjekt- und Erkenntnisidealismus. Die	

neue Art des Neokantianischen Idealismus. Die Frage nach der Einheit des kritischen und naiven Denkens. Die Rolle des Bewußtseins. Selbstbewußtsein und Bewußtsein. Immanenzphilosophische Einschlüsse im Cohenschen System. Kritik. Wissenschaftliches Bewußtsein.

Seite

Viertes Kapitel:

Das Verhältnis zwischen dem allgemeinen und individuellen Denken
Das allgemeine Denken. Die Kritik Heinrich Maiers an den idealistischen Theorien. Die Fixierung des reinen Denkens bei Cohen. Das Verhältnis zwischen dem universalen Denken bei Maier und dem reinen Denken bei Cohen.

57

Fünftes Kapitel:

Die Aufgabe und der Gegenstand
Denktätigkeit und Denkinhalt. Das Problem des Gegenstandes. Die Konstituierung des Gegenstandes. Der Dualismus von Synthese und Analyse. Der Aufgabebegriff. Die Erhaltung und die Antizipation. Die Natorpsche Deutung der Antizipation und der Aufgabe. Das Problem des Bestimmbaren. Der Unterschied zwischen Natorp und Cohen. Das Verhältnis zwischen dem Begriff des transzendent Gegebenen bei Maier und dem des Aufgegebenen bei Natorp.

63

Sechstes Kapitel:

Das Sein
Mathematisch-naturwissenschaftliches Sein. Sein und Gegenstand. Realität und Wirklichkeit. Der Prozeß der Seinskonstituierung. Das Problem der Denkgesetze. Der Widerspruch zum Identitätssatz. Die Stellung Cohens zur Wirklichkeit der mathematischen Gebilde. Das Ursprungsproblem. Das unendlich Kleine. Das Realitätsurteil. Kritik an der Seinslehre Cohens. Der Unterschied zwischen Sein und Gegenstand. Das Postulat einer selbständigen Seinskategorie. Der ontologische Gottesbeweis und die Cohensche Seinslehre. Das Verhältnis zwischen Cohen und den Wahrheitsabsolutisten.

77

Siebentes Kapitel: Die Wirklichkeit

Theorie und Forschung. Naives und kritisches Denken. Das Problem der Empfindung. Die Lösung dieses Problems. Der Aufgabebegriff. Das Verhältnis zwischen Empfindung und reinem Denken. Die Cohensche Empfindungstheorie in der ersten Periode seiner Philosophie. Die Lehre Natorps von der Empfindung. Der Wirklichkeitsbegriff. Das Problem des Individuellen. Der erkenntnistheoretische und metaphysische Idealismus.

Seite

91

Vorwort.

Das Problem, das der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt, bildet den Schwerpunkt und die Zentralachse jedes erkenntnistheoretischen idealistischen Systems. Es würde wohl zutreffen, wenn wir sagen würden, daß das Schicksal jeder idealistischen Seinstheorie von der Stellung zum Denken und zur Seinskonstituierung abhängig ist. Denn während der Realismus mit Schwierigkeiten und Antinomien auf der Seite des absoluten, des vollendeten und abgerundeten Seins zu ringen hat, hat der Idealismus einen ähnlichen Kampf in der Sphäre des Denkens, in der Seinskonstituierung auszufechten.

Noch klarer ausgedrückt: Die Kritik, die der Idealismus an dem Realismus übt, ist eine mächtige Waffe, die der letztere, solange wir diesen Streit von dem Gesichtspunkt des absoluten Seins aus betrachten, nicht abzuwenden vermag. Seit Kant, der die kategoriale Beschaffenheit und Natur unseres Denkens aufgedeckt hat, und dies muß als unumgängliches Postulat geltend bleiben, ist das Ding an sich logisch und erkenntnistheoretisch kein einwandfreier Begriff. Die Rechtfertigung und die Fundierung eines absoluten Seins würde wohl viel Mühe verursachen. In dem Augenblick aber, wo wir uns der Kehrseite des Problems, dem Denken und der Seinskonstituierung zuwenden, erfährt der ganze Problemkomplex eine Verschiebung. Schon die Antwort auf die erste Frage, die der Realismus an den Idealismus stellt, ist kein leichtes Unternehmen. Denn die Mission der Wirklichkeitskonstituierung würde doch nicht dem individuellen Denken zufallen, was einer Degradierung der Wirklichkeit gleichkäme, sondern der Idealismus gibt sich alle Mühe, ein allgemeines, universales Denken zu konstruieren.

Aber eben dieses allgemeine Denken steht unter einem Fragezeichen. Was ist es? Wie gelangt man zu diesem überindividuellen Denken? Und endlich, wie verhält es sich zu unserem menschlichen Denken?

Ein solcher Problemkomplex bereitet keine geringen Schwierigkeiten auf dem Wege des Idealismus, und daher ist die Lösung dieser Probleme das Kriterium und der Maßstab für den Wert jeder idealistischen Seinstheorie.

Diese Einsicht ist keine neue Entdeckung des modernen Idealismus, sondern war den älteren Idealisten in ihrer Tragweite bekannt. Und

nicht umsonst haben Berkeley und Fichte den Hauptakzent ihrer Philosophie auf das Problem der allgemeinen Vernunft oder des allgemeinen Ich gelegt. Auch bei Kant steht das formale Bewußtsein im Mittelpunkt seiner Philosophie.

Das an sich schon komplizierte Problem erfährt im Cohenschen System eine andere Wendung, und zwar durch die feindliche Stellung Cohens zur Psychologie und Metaphysik. Während die anderen idealistischen Theorien von bestimmten absoluten, metaphysischen Größen ausgegangen sind, verwirft Cohen jedes absolute, konstante Prinzip. An die Stelle des Bewußtseins oder Subjekts überhaupt, das die Idealisten annehmen, sei es im Sinne einer psychisch-metaphysischen Größe, sei es als erkenntnistheoretisches, wirklichkeitsfreies Subjekt, setzt Cohen das reine „erzeugende“ Denken schlechthin, dem er all die Bestimmungen, wie Bewußtsein, Subjekt usw. abspricht. Das reine Denken soll, ohne sich in ein Subjekt umzuwandeln, zum „erzeugenden“ Denken werden.

Wie dem auch sei, verringert diese Tatsache nicht im geringsten die Bedeutung und die Tragweite unserer Problematik, und unsere Aufgabe war in erster Linie darauf gerichtet, die Probleme aus dem Cohenschen System herauszuschälen. Wir haben versucht, das reine Denken in seinen Grundzügen zu rekonstruieren.

Selbstverständlich, daß wir bei der Bearbeitung und Behandlung dieses Themas zuweilen über die Grenzen, die wir uns gesetzt haben, hinausgreifen und abseits stehenden Problemen uns zuwenden mußten. Andererseits aber waren wir gezwungen, nur einen bestimmten Ausschnitt dieses komplizierten Problems zu behandeln. Denn das gesamte Problem in Angriff zu nehmen, ist wohl im Rahmen einer Dissertation unmöglich.

Es liegt nicht im Kreise unserer Aufgabe, die Fragen, die nur der deutlicheren und flüssigeren Darstellung halber herangezogen worden sind, allseitig zu behandeln. Unser Augenmerk war auf das Problem des Denkens und des Seins gerichtet, und wir bedienten uns solcher Begriffe der Cohenschen Philosophie, die selber noch kritisch untersucht werden sollten, als fertiger und festgelegter Thesen.

Hierbei sei noch bemerkt, daß diese Dissertation nicht den historischen Werdegang und die genetische Entwicklung der Cohenschen Gedankengänge, sondern die letzte Phase seiner Philosophie, und zwar diejenige, die in seinem System festgelegt worden ist, untersucht.

Von Zeit zu Zeit haben wir auf die früheren Perioden, die noch ganz im Bann der Kant-Interpretation standen, zurückgegriffen, aber nur im Namen derselben Darstellung, die ausschließlich dem Cohenschen System gewidmet ist. Wir haben auch nicht versucht zu zeigen, wie sich

die Kategorien im Cohenschen System gegenseitig bedingen und „erzeugen“, obwohl gerade dies die Grundlage des kritischen Idealismus ist. Denn eine solche Untersuchung würde die Gesamtphilosophie Cohens, die ganz von den positiven Wissenschaften unterbaut ist, umspannen müssen.

Was das Problem des Denkens und des Seins anbelangt, so haben wir uns auf Cohen beschränkt. Denn Cohen ist nicht nur der Begründer der Marburger Schule und der führende Systematiker des wissenschaftlichen Idealismus, sondern er ist auch der strengste und konsequenteste idealistische Denker dieser Richtung, der trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse die einheitliche Linie eingehalten hat. Die übrigen Vertreter der Marburger Schule haben viel an diesem strengen logischen, von jedem metaphysischen Einschlag freien Idealismus modifiziert. So, daß die Probleme zuweilen ganz neue Gestalt gewonnen haben. Wir haben zwar an vielen Stellen auch die Natorpschen Ansichten herangezogen, aber dieser Vergleich bezweckt nicht eine Ergänzung oder Erklärung der Lehre Cohens, sondern will vielmehr eine Gegenüberstellung von Cohen und Natorp geben. Und obzwar das Werk der übrigen „Marburger“ Philosophen von fundamentaler Bedeutung für den weiteren Ausbau des kritischen Idealismus ist, mußten wir doch auf die Untersuchung verzichten, die den engen Kreis unserer Aufgabe sprengen würde. (Selbstverständlich wäre es wertvoll, die verschiedenen Nuancen des kritischen Idealismus herauszuarbeiten. Dabei würde es sich zeigen, daß dieser ursprünglich rein logisch-erkenntnistheoretische Idealismus sich immer mehr nach der Seite des Metaphysischen hin bewegt. Im Maße der Weiterbildung und Ausgestaltung dieses Systems treten die hegelschen Elemente deutlicher zutage.)

An dieser Stelle fühle ich mich verpflichtet, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Heinrich Maier meinen herzlichsten und innigsten Dank für alles, was ich bei ihm gelernt und mir zu eigen gemacht habe, auszusprechen. Auch diese Dissertation ist auf seine Anregung hin entstanden und genoß seine Teilnahme und Förderung. Mein herzlicher Dank gilt auch Herrn Prof. M. Dessoir für alles, was ich bei ihm gelernt habe.

Erstes Kapitel

Der allgemeine gesetzeswissenschaftliche Charakter des Denkens.

Wenn wir den Cohenschen Idealismus charakterisieren wollen, so könnten wir mit Cohen sagen: er sei mathematisch-naturwissenschaftlicher Idealismus. Die Mathematik und die Physik waren stets zwei mächtige Werkzeuge des philosophischen Kritizismus. Sie haben immer wieder den menschlichen Geist zur Untersuchung über das Wesen der Wirklichkeitserkenntnis angespornt und riefen die Vernunft gegen die naive realistische Vorstellung auf den Plan. Die Mathematik galt seit jeher als eine reine Wissenschaft schlechthin, die nicht der Empirie entlehnt ist, sondern im menschlichen Geist wurzelt. Auf dieser Voraussetzung baut sich der ganze rationalistische Apriorismus auf. Galilei, der die Mathematik zur Bestimmung der Naturgesetzmäßigkeiten angewandt hat, trug in die Naturwissenschaft ein reines Element hinein. Folglich enthält die mathematisch-naturwissenschaftliche Erfahrung sowohl reine als auch empirische Daten, was die Möglichkeit sowohl einer realistischen als auch idealistischen Naturdeutung bietet. Es lag im Geiste dieser Disziplin, die auf apriorischen Begriffen beruht, einerseits die mathematisch quantifizierte Natur als Erzeugnis des Denkens aufzufassen, andererseits aber drängte die experimentelle Seite derselben Disziplin zur Annahme eines Transzendenten, Absoluten. Die Idealisten legen den Hauptakzent auf das reine Element der Erfahrung, während die Realisten ihr Augenmerk auf die empirische Seite richten. Der Ausgangspunkt des wissenschaftlichen Idealismus ist das Faktum der mathematischen Naturwissenschaften. Als „gegeben“ gelten nur die mathematisch-naturwissenschaftlichen Tatsachen, die den eigentlichen Erkenntnisgegenstand bilden, auf den die philosophische Reflexion gerichtet ist. Das natürliche, oder wie die Marburger es nennen, das naive Weltbild samt seinem qualitativen Gehalt und Reichtum ist dem erkenntniskritischen Interesse entrückt. Das Sein, die Wirklichkeit mit allen ihren Bestimmungen und Fassungen kann bloß der quantifizierten, naturwissenschaftlich gereinigten Welt zuerkannt werden. Die Welt

der Farben, Töne, Gerüche, Geschmäcke usw., die sich unseren Sinnen darbietet, ist für den Erkenntniskritiker belanglos. Sein Gegenstand ist, wie Cassirer sagt, die Konzeption nicht aber die Perzeption. „Natur ist Erfahrung, das ist mathematische Naturwissenschaft, deren Möglichkeit in den allgemeinen Naturgesetzen der synthetischen Grundsätze beruht¹⁾.“

In gleicher Weise behauptet der physikalische Realismus: Die Empfindungsinhalte, die die Physik nicht zu fassen vermöge, seien subjektiv, die quantifizierten Inhalte seien dagegen objektiv und absolut. An diesem Punkt setzt der Cohensche Idealismus ein, der physikalisch bestimmt ist. Hand in Hand geht er mit dem physikalischen Realismus in der Subjektivierung der qualitativen Welt. Beide richten ihren Blick auf die konstruktiven Begriffe der mathematischen Naturwissenschaft und sehen über die qualitative Welt hinweg. Aber, und hier ist der springende Punkt, das Sein der quantifizierten Welt wird von Cohen unter einem ganz anderen Aspekt gefaßt und gedeutet.

Die physikalischen Realisten betrachten die Konstruktionen der mathematischen Naturwissenschaft, Atome, Energie, Bewegung, als etwas Gegebenes, Transzendentes. Die physikalisch-chemische Welt kann von jedem Denken und Bewußtsein losgelöst werden. Sie besteht an sich. Cohen bestreitet diese These, an deren Stelle er eine idealistische Auffassung setzt.

Weder Cohen noch die Realisten machen einen Versuch, eine selbständige philosophische Erkenntnismethode zur Fassung der Wirklichkeitsformen zu bilden, die über die positiv-wissenschaftlichen Methoden hinausginge²⁾, sondern übernehmen ohne jede Modifikation die Wirklichkeitsstruktur wie sie von der mathematischen Naturwissenschaft gefaßt wird. Die Folge ist eine Verwischung der Grenze zwischen der

¹⁾ Cohen: „Kants Theorie der Erfahrung“. 3. Aufl. Berlin 1918.

²⁾ Vgl. Natorp „Ueber Philosophie und philosophisches Studium“ (Ein akad. Gespräch), Marb. 1909, wo er das Gebiet der Philosophie gegen das der positiven Wissenschaften nach zwei Seiten abzugrenzen versucht. 1. Die Leistung der Philosophie besteht in der methodischen Herausarbeitung der Einheitsprinzipien, die in den Naturwissenschaften wirksam sind. „Der Philosoph aber ist weder der Kompositor der Partitur, noch der Dirigent des Orchesters, sondern er ist der Harmonielehrer. Als solcher übrigens hat er nicht bloß zu referieren, sondern auch zu richten . . .“ (a. a. O. S. 238 ff.) Er richtet aber nur über die methodische Seite der Prinzipien, nicht über die strukturelle Fassung des Weltbildes. 2. Die Aufgabe der Philosophie erstreckt sich nicht nur auf die theoretische Erkenntnis, sondern auch auf die übrigen Richtungen des Kulturbewußtseins (Ethik, Aesthetik, Religion). Der Philosophie liegt es ob, die Einheit des Kulturbewußtseins sicherzustellen und zu bestimmen.

Aufgabe der positiven Forschung, die auf die Erkenntnis des Wirklichkeitsinhalts abzielt, und der der Philosophie, welche die Wirklichkeitsformen zu ihrem Gegenstand hat¹⁾ ²⁾.

Im Gegensatz zu den physikalischen Realisten behauptet Cohen: die Wirklichkeit sei nicht absolut, sondern vom Denken gesetzt. Die Realisten identifizieren die Absolutheit der Gegenstände mit der Objektivität der Erkenntnis. Objektive Erkenntnis ist diejenige, die das an sich Seiende erfaßt. Subjektiv ist diejenige Erkenntnis, die nicht die absolute Wirklichkeit adäquat abbildet, sondern die Realität durch subjektive Denkformen selbst formt und konstituiert³⁾. Uebrigens war dies auch die Ansicht der Positivsten, die aber die entgegengesetzte Konsequenz gezogen haben. Während die physikalischen Realisten, im Sinne der Abbildtheorie⁴⁾, die Kategorien als gegenständliche Formen des Dinges an sich betrachteten, verlegten die „Positivsten der reinen Erfahrung“ die kategorialen Momente in die Sphäre des Denkens und subjektivierten damit die Wirklichkeit.

Cohen dagegen vollzieht in Uebereinstimmung mit Kant die Trennung zwischen Objektivität und Absolutheit. Objektiv ist nicht absolut, da es überhaupt Absolutheit im Sinne des an sich Existierenden nach Ansicht Cohens nicht gibt. Objektiv ist das, was durch die transzendente Methode begründet ist, d. h. was von den Methoden und Gesetzmäßig-

¹⁾ Vgl. Maier: Wahrheit und Wirklichkeit, S. 427, 491. Tübingen 1926.

²⁾ Vgl. Natorp a. a. O. S. 236, wo er den Endzweck der Philosophie darin erblickt, daß sie in den positiven Wissenschaften aufzugehen hat. (Was selbst nach ihm nie erreicht werden kann.)

³⁾ Wenngleich die großen Naturwissenschaftler fast durchweg Anhänger des physikalischen Realismus waren, so sind sie doch über die erkenntnistheoretischen Grundlagen des wissenschaftlichen Weltbildes nicht einig. Während die älteren Naturwissenschaftler bis auf Helmholtz an der Abbildtheorie in der ursprünglichen Form festhielten, nahmen die neueren an dieser Lehre wesentliche Korrekturen vor. Der strenge Abbildcharakter wird abgestreift, an dessen Stelle eine Zeichen- oder Symboltheorie tritt. Siehe Helmholtz: Schriften zur Erkenntnistheorie, S. 115 ff. Bln. 1921; Physiologische Optik, Bd. III, S. 22 ff., Hamburg-Leipzig 1910. Vgl. Pierre Duhem, „La théorie physique son objet et sa nature“, Paris 1906, S. 242 ff., wo das konstruktive Wesen des physikalischen Weltbildes hervorgehoben wird. Heinrich Herz, Gesammelte Werke Bd. 3 „Einführung zu den Prinzipien der Mechanik“. Er spricht von Symbolen oder Scheinbildern. Vgl. ferner Cassirer „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“, Bln. 1910, S. 191—195; „Philosophie der symbolischen Formen“, Bln. 1929, Bd. 3, S. 25—26 und 149 ff.

⁴⁾ So sehr auch die neuern Naturwissenschaftler die traditionelle Abbildtheorie modifiziert haben, so verlangen sie doch, daß die Zeichen oder Symbole auf primäre Zeugnisse des absolut Wirklichen zurückgehen.

keiten des reinen Denkens erzeugt und gesetzt ist. Die Wahrheit dieser Methoden und Denkformen beruht weder auf der Empfindung noch auf einer Gegebenheit, sondern auf dem Denken an und für sich. Die gegenständliche Geltung des reinen Denkens ist von der Erfahrung und deren empirischen Daten unabhängig, da das Denken erst die letzteren konstituiert und ermöglicht. Der logischen Sphäre haftet keine Subjektivität an, die vielmehr in der psychologischen zu suchen ist, da ihr der Subjektbegriff zugrunde liegt. Cohen aber hat das logische Denken aus der psychologischen Region hinausgehoben und ihm eine eigene Sphäre zugewiesen. Dadurch schützte er sich vor dem Schein der Subjektivität. Zur Erläuterung soll bemerkt werden, daß die Cohensche Scheidung zwischen logischem und psychologischem Denken weit über den Standpunkt derjenigen Logiker hinausgeht, die die Logik als eine selbständige Wissenschaft verkünden. Die Vertreter einer selbständigen Logik behaupten nur, daß das ideale logische Denken über das tatsächliche psychologische hinausgehe. Die Normen und Formen des wahren Denkens sind kein Gegenstand der Psychologie, sondern der Logik. Die Antipsychologen erkämpften für die Logik eine selbständige Gesetzmäßigkeit, Normen und Regeln, die sich auf das Psychologische nicht reduzieren lassen. Wenn auch z. B. Husserl von einem Reich der Ideen spricht, wohin er die Wahrheiten als absolute „ideale Möglichkeiten“ verlegt, deren Bestand und Geltung auf sich ohne jede Bezugnahme zu irgendwelchem aktualisierenden Denken beruht, so hebt er doch bloß die Wahrheit nicht aber das Denken über das psychologische Gebiet hinaus. Das Denken faßt er als intentionalen psychischen Akt, der ganz in der Sphäre des Bewußtseins liegt. Unter diesem Gesichtspunkt ist die phänomenologische Deskription des Denkaktes zu verstehen. Um so mehr liegt es Sigwart und Maier fern, den psychischen Charakter des logischen Denkens und Urteilens zu bezweifeln, da sie im Gegensatz zu den Wahrheitsabsolutisten nicht einmal die Wahrheit von dem Urteilen eines Subjekts loslösen. Das Hauptmotiv für die Befreiung der Logik von der Psychologie besteht nach Sigwart und Maier im wesentlichen darin, daß die Logik im Unterschiede von der Psychologie eine normative Disziplin ist, die auf das ideale Denken reflektiert. Nichtdestoweniger hat der Denkakt an und für sich eine psychische Seite¹⁾. Er bleibt immer ein psychischer Vorgang, der an ein psychisches

¹⁾ Ueber die Auseinandersetzung Husserl-Sigwart siehe: „Logische Untersuchungen“ Bd. I, S. 175 ff., Halle 1900; ferner Ch. Sigwart, „Logik“, S. 23, Bd. I. 5. Aufl.; H. Maier: Anmerkungen dazu; ferner „Logik“ und Psychologie“ in der Festschrift für Alois Riehl, Halle 1914.

Subjekt gebunden ist. Die logisch relevante Urteilsfunktion ist ein Bestandteil des Urteilsaktes, der ein reiner Bewußtseinsakt ist. Die Anerkennung des psychischen Charakters des logischen Denkens hat soweit in der Logik Platz gegriffen, daß auch dort, wo die Logik nicht psychologisch gefaßt wird, ihr doch eine vorbereitende deskriptive Analyse vorangeschickt wird²⁾).

Im Gegensatz zu diesen Logikern spricht Cohen dem logischen Denken jeden psychischen Charakter ab. Das erkennende Denken ist kein Bewußtseinsvorgang, keine seelische Tatsache, die einem psychischen Subjekt zugeordnet wäre. Das logische Denken konstituiert erst diese Begriffe und liegt ihnen zugrunde. „Nicht um den psychologischen Inhalt handelt es sich, und nicht um den psychologischen Vorgang. Das reine Denken ist nicht Vorstellung, wird nicht als Bewußtseinsvorgang gedacht³⁾“. Demnach kommt dem logischen Denken keine Realität zu. Denn Realität kann erst auf der Basis des Denkens konstituiert werden. Sie ist das „Erzeugnis“ der Logik, und es wäre daher sinnlos, dem schöpferischen Denken das Sein, das es selbst hervorbringt und setzt, beizulegen. Das Denken ist der Sphäre des Seins übergeordnet, was eben sein spezifisches Merkmal ausmacht.

„Alle Streitigkeiten der Standpunkte erklären sich aus der fundamentalen Bedeutung dieses Gedankens: Man müsse dem Denken die Existenz hinzufügen. Man müsse dem Begriffe die Existenz beilegen. Woher aber sie nehmen, so daß sie verwendet werden kann? Dem Denken, als reines Denken, muß solches Hinzufügen und Beilegen als unerlaubt gelten⁴⁾.“

Durch die Loslösung des Urteils vom Urteilsakt und die Heraushebung des Denkens aus der Wirklichkeitssphäre kommt Cohen den Wahrheitsabsolutisten nahe, obzwar er sich an entscheidenden Punkten von ihnen grundsätzlich unterscheidet. Auf die Unterschiede kommen wir später in der Arbeit zurück.

Cohen stellt den Identitätssatz von Parmenides auf: „Das Sein ist Sein des Denkens. Daher ist das Denken, als Denken des Seins, Denken

¹⁾ Sigwart: „Logik“ Bd. I; H. Maier: Wahrheit und Wirklichkeit, 1. Kapitel der Urteilslehre, S. 91—102.

²⁾ Dieses deskriptive Verfahren hat Maier zur Entdeckung des eingliedrigten Urteils geführt.

³⁾ H. Cohen: Logik, Berlin 1922, S. 59.

⁴⁾ A. a. O., S. 81.

der Erkenntnis¹⁾ 2)“. Cohen legt in den Parmenideischen Satz einen erkenntnistheoretischen Gehalt hinein und deutet ihn im idealistischen Sinn. Das Sein muß als Erzeugnis des Denkens betrachtet werden („Das Denken erschafft die Grundlagen des Seins²⁾.“ Aus diesem Satz zieht Cohen im Anschluß an Pythagoras schwerwiegende Folgerungen und zwar, daß das Denken nur insofern logischen Charakter hat, als es rein ist. Reines Denken ist mit dem mathematisch-naturwissenschaftlichen identisch. Daher die befremdende Behauptung: Logisches Denken = mathematisch-naturwissenschaftlichem.

Diese positiv-wissenschaftliche Voreingenommenheit, die für das Cohensche System so charakteristisch ist, ist auf drei Elemente, die in diesem System wirksam sind, zurückzuführen:

1. den Positivismus und Naturalismus der Mitte des 19. Jahrhunderts,
2. den Rationalismus der vorkantschen Philosophie,
3. die Kantsche Philosophie.

Zwischen der kritizistischen Philosophie Cohens und der positivistischen Weltanschauung des 19. Jahrhunderts besteht ein enges Verhältnis, das in vielen Punkten zur Wirkung gelangt. Es geht über den Kreis unserer Aufgabe hinaus, die positivistischen Elemente in der Cohenschen Philosophie zu untersuchen. Hier sei nur erwähnt, daß diese bevorzugte Stellung, die Cohen der mathematischen Naturwissenschaft einräumt, ein Gemeingut der Positivisten jener Epoche war. Als wissenschaftliches Vorbild dienten die Physik und Chemie, deren Exaktheit zu erreichen die anderen Disziplinen sich bemühten. Sogar die Geisteswissenschaften sind diesem Schicksal nicht entronnen. Auch die psychischen Tatsachen sollten mit der quantitativen Elle gemessen und bestimmt werden. Freilich hatten damals die mathematischen Naturwissenschaften diese Auszeichnung und Bevorzugung nicht ihrer Reinheit, sondern ihrer experimentellen Seite zu verdanken, was dem Cohenschen Ausgangspunkt entgegengesetzt ist, aber immerhin macht sich der positivistische Einschlag bemerkbar³⁾.

¹⁾ A. a. O., S. 15.

²⁾ A. a. O., S. 20; vgl. N. Hartmann: „Metaphysik der Erkenntnis“, S. 159, Berlin-Leipzig 1925.

³⁾ Auch die Cohensche Auffassung über die seelische Wirklichkeit ist an vielen Punkten positivistisch-naturalistisch orientiert. Selbst die Bezeichnung „Geisteswissenschaften“ wird von der Marburger Schule verworfen. Die Spaltung und Scheidung des Seins und Geist ist nach der kritischen Methode, wie sie von Cohen ausgebildet wurde, unbegründet. Denn um einen solchen Dualismus einzuführen, so behaupten die Marburger, müßte man ent-

Der rationalistische Einfluß hat bewirkt, daß Cohen, im Gegensatz zu den Positivisten, die Empfindung aus der Erkenntnis ausgeschaltet hat. Der Vorrang der Mathematik vor den übrigen Disziplinen ist von Cohen dem Rationalismus entlehnt. Die Sonderstellung der mathematischen Zahlen in der platonischen Ideenlehre, das mathematische Ideal bei Descartes, die mathematische Erkenntnis bei Spinoza, als *sub specie aeternitatis*, sind Beispiele der Auszeichnung des mathematischen Denkens, das zum Denken der Universalwirklichkeit werden soll. Diesen Spuren ist Cohen gefolgt. Das mathematische Denken ist eigentlich dasjenige Denken, das die Erkenntnis und das Sein konstituiert. Das naturwissenschaftliche Denken verdankt seine Reinheit und logische Geltung der Mathematik.

Am stärksten hat aber in dieser Richtung die Kantsche Philosophie eingewirkt, und zwar in der Interpretation von Cohen selbst.

Die „Marburger Schule“ hat die Kantsche Kritik eng an die Newtonsche mathematische Naturwissenschaft angelehnt. Kritik der reinen Vernunft ist für sie identisch mit Kritik der Newtonschen naturwissenschaftlichen Methoden. „Von der Tatsache dieser Prinzipien ist Kant ausgegangen . . . Sie wurde zur Kritik, und zwar zuvörderst zur Kritik des Systems der Methoden, der Prinzipien Newtons¹⁾.“ Die Tendenz und Aufgabe der Kantschen theoretischen Philosophie hat diese Schule in einer Theorie der Erfahrung gesehen. Unter Erfahrung aber ist die mathematisch-naturwissenschaftliche gemeint. Kant wollte, nach Ansicht der Marburger, die Möglichkeit der Erfahrung begründen und legitimieren, und den wichtigsten Teil dieser „Theorie der Erfahrung“ hat er „Transzendente Logik“ genannt; folglich ist

weder auf zwei heterogene Substanzen, wie es Descartes tat, zurückgreifen oder zu einer Verschiedenheit der Erkenntnismethoden Zuflucht nehmen. Beides kollidiert mit den innersten Intentionen des kritischen Idealismus. Was die Psychologie anbetrifft, so unterscheiden die Marburger zwischen einer naturwissenschaftlichen und einer reinen Psychologie. Während die erstere eine objektivierende Disziplin ist, die die seelischen Tatsachen und deren gesetzmäßigen Ablauf untersucht (als solche steht sie der Physiologie zur Seite), bezieht sich die reine Psychologie auf das Kulturbewußtsein (das keine seelische Größe ist), dessen Einheit sie konstituiert und „erzeugt“. Natorp spricht von einer kritischen Psychologie, deren Aufgabe er in der Rekonstruktion des Subjektiven erblickt. Siehe Natorp: „Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode“, Tübingen 1912, „Vorlesungen über praktische Philosophie“, S. 25, Erlangen 1925; Cassirer: „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“, S. 363 ff., „Phil. d. sym. Formen“, S. 60 f., Nachruf auf Natorp, Kantstudien, Bd. XXX, 1925.

¹⁾ Logik, S. 8.

die Logik auf die mathematisch-naturwissenschaftliche Erfahrung, d. h. auf das mathematisch-physikalische Denken bezogen und eingeschränkt. Der Gedankengang der Prolegomena, der in die Vorrede und Einleitung zur 2. Auflage der Kritik der reinen Vernunft eingedrungen ist, hat zu dieser Interpretation der Tendenz des Kantschen Kritizismus beigetragen. In der zweiten Auflage scheint es, als ob die Kardinalfrage der Kritik der reinen Vernunft die Möglichkeit der Mathematik und Naturwissenschaft wäre.

Noch ein Umstand hat zur Befestigung dieses Standpunktes mitgewirkt. Kant hat keinen Versuch gemacht, eine Kategorientafel der seelischen Wirklichkeit aufzustellen. Die Marburger fassen dies als eine Einschränkung und Begrenzung des Denkens auf die physische Wirklichkeit, als einen Verzicht Kants auf das psychische Sein auf. Aus dieser Vermutung ziehen sie weitgehende Konsequenzen, indem sie die seelischen Tatsachen als Gegenstände der Ethik und nicht der Logik setzen.

Nicht unsere Aufgabe ist es, Kritik an dieser Kantinterpretation zu üben; es sei nur bemerkt, daß von einer Ausschaltung des geisteswissenschaftlichen Denkens bei Kant keine Rede sein kann.

Jedenfalls ist diese Gleichsetzung von logischem Denken mit mathematisch-naturwissenschaftlichem ein Grundsatz der Cohenschen Logik. Demzufolge fällt die Gliederung des logischen Denkens in kognitives und praktisches weg. Das ethische, ästhetische und religiöse Denken kann in der Logik nicht untergebracht werden¹⁾. Aber nicht nur das emotionale Denken wird dadurch betroffen, sondern auch das kognitive und in erster Linie das Denken der Geisteswissenschaften. Die letzteren werden aus der Logik verbannt und in die Ethik eingeordnet. Es ist interessant, wie diese Lehre, die noch ganz in positivistischem Bann steht, und der ursprünglich nichts entgegentreten schien, im Laufe der Zeit unter dem Einfluß der geisteswissenschaftlichen Wendung, die in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts eingesetzt hat, in ein Dilemma geraten ist, das zu keinen geringen Schwierigkeiten und Aporien geführt hat. Die neuen Probleme, die auf allen geisteswissenschaftlichen Gebieten aufgerollt wurden, ließen sich kaum unter einem solchen engen Gesichtspunkt lösen. Die Vorherrschaft der geisteswissenschaftlichen Methode, die in der positivistischen Periode als unantastbar galt und die ihre prägnante erkenntnistheoretische Fassung in

¹⁾ H. Maier in seinem Werk: „Psychologie des emotionalen Denkens“ weist den logischen Charakter desselben auf.

der Cohenschen Philosophie fand, ist einer eingehenden Revision unterzogen worden. Das gesetzeswissenschaftliche Schema hat sich als zu eng erwiesen, um den Gesamtgehalt der Erkenntnis aufzunehmen. Cohen, der diesen Gedankengängen zeit seines Lebens fern stand, schenkte den neuen Problemen keine große Beachtung und bemühte sich, sie ganz zu übersehen. Wir suchen vergebens in seinem System nach einer ausführlichen und gründlichen Auseinandersetzung mit den neuen Lehren. Sie waren seinem Gedankenkreis entrückt. Die übrigen „Marburger“ dagegen sind auf die neuen methodischen Fragen eingegangen und gaben sich alle Mühe, sie im Rahmen des kritischen Idealismus zu lösen, wobei zuweilen die Strenge der gesetzeswissenschaftlichen Methode gemildert werden mußte. Wir wollen einen kurzen Ueberblick über die Stellung der Marburger Schule zu der Methodenfrage geben. Es handelt sich nämlich um das Problem der deskriptiven Methode einerseits und das der Individualwissenschaften andererseits. Wie stellt sich nun die Marburger Schule dazu? Freilich dehnt Cohen die Logik auch auf die sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften aus, er weist diesen Disziplinen sogar eigene Kategorien zu, wie z. B. die Kategorie des Individuums und des Zweckes, aber unter beschreibender Naturwissenschaft versteht er zunächst die Biologie, d. h. die Lehre von den vitalen Erscheinungen. Die Biologie ist aber nichts anderes als eine generalisierende Gesetzeswissenschaft, sie ist keine beschreibende Disziplin. Die Biologie arbeitet mit Begriffen und sucht zwischen ihnen modale Abhängigkeitsbeziehungen herzustellen. Ihr methodisches Verfahren ist dem der mathematischen Naturwissenschaften gleich, und deshalb ist es im logischen Denken miteingebunden. Wie steht es aber mit den bloß beschreibenden Disziplinen, wie systematische Botanik und Zoologie²⁾? Um die Stellung derselben im Cohenschen System herauszuschälen, ist eine kurze Uebersicht über die Entgegensetzung von deskriptiver und erklärender Methode bei Cohen, und wie sie sich von der allgemein vertretenen Auffassung unterscheidet, notwendig. Während die allgemeine Ansicht die Gegenüberstellung von beschreibendem und erklärendem Verfahren nur als methodische Differenz ansieht³⁾, faßt Cohen diesen Unterschied rein gegenständlich. Nach der ersten Auffassung kann jedes Objekt sowohl beschrieben als auch erklärt werden,

¹⁾ Windelband: Geschichte und Naturwissenschaft, Präludien, Bd. II, Tübingen 1924. Ferner: Rickert: „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung.“ H. Maier: „Das geschichtliche Erkennen“, Göttingen 1912; „Wahrheit und Wirklichkeit“, S. 461—465, Tübingen 1924.

²⁾ Vgl. Windelband, a. a. O., S. 145.

d. h. es hängt völlig von der eingeschlagenen Methode ab, ob man von den Modalitätsformen absieht und ausschließlich auf die sachkategorialen Relationen hinzielt, oder ob man das modale Verhältnis von Seinsgrund und Seinsfolge untersucht. Nach Cohen dagegen, der den Unterschied auf die gegenständliche Seite verlegt, kann ein Gegenstand entweder beschrieben oder erklärt werden, was ganz und gar von der Beschaffenheit des Gegenstandes abhängt. Wobei zu bemerken ist, daß Cohen die beschreibende Methode der Biologie zuweist, und die erklärende, deren Bezeichnung er überhaupt unterläßt, mit der mathematisch-naturwissenschaftlichen identifiziert. Es stehen einander gegenüber nicht zwei selbständige Methoden, sondern zwei disparate Gegenstände. Der mathematisch-naturwissenschaftliche und der biologische, die methodisch verschieden zu fassen sind. „Dieser Unterschied muß im Begriff des Gegenstandes sich ausprägen. Der Gegenstand ist in der mathematischen Naturwissenschaft und im System der Wechselbedingung konstituiert . . . Darin liegt sein methodischer, aber auch sein unfertiger Charakter. Er besteht in einer Systemrelation. Er ist daher nur Gegenstand der Natur innerhalb des Systems der Bewegungen, die von Systempunkten der Funktion gemäß vollzogen werden. Diese Punkte sind lediglich geometrisch-mechanische Abstraktionen. Den strikten Gegensatz zu ihnen bilden, der Tendenz des Problems gemäß, die Naturformen, die Lebensformen. In ihnen erst scheint der Gegenstand von methodischen Abstraktionen sich abzulösen, sich selbständig, sich konkret zu machen. In der mathematischen Naturwissenschaft ist die Sonne nicht an und für sich ein Gegenstand . . .“¹⁾

Der Gedankengang dieser Reflexion ist klar: In den mathematischen Naturwissenschaften ist der Gegenstand in Relationen und Systembeziehungen aufgelöst. Er geht in den mathematischen Gesetzmäßigkeiten und Relationsbeziehungen auf. Z. B. unter einem Körper in der Mathematik verstehen wir lediglich ein in sich geschlossenes System von Relationen und gegenseitigen reaktiven Bezügen. Der Gegenstand geht seiner methodischen Einordnung ins System der Relationen nicht voraus, sondern wird erst durch das letztere konstituiert und bedingt. Die Abstraktion erreicht hier die höchste Stufe. Es wird vom Gegenstand selbst, als an sich gesetztem, abstrahiert. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Methode ist keine beschreibende, da ihr kein Gegenstand zur Darstellung vorliegt; sie muß zuerst, um den Gegenstand zu setzen,

¹⁾ Logik, S. 346 ff.

dessen Gesetzmäßigkeit konstituieren und erklären¹⁾). Dagegen geht in den biologischen Disziplinen den wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten eine selbständige Konstituierung des Gegenstandes voraus, auf den sich die Relationen beziehen. Der biologische Gegenstand geht nicht in seinen Relationen und Dependenzbeziehungen auf. Es könnte keine Rede von biologischen Kausalverknüpfungen sein, ohne daß diesen das Individuum zugrunde läge.

Diese eigentümliche Art der biologischen Wissenschaften ist z. T. auch der Chemie eigen. Die chemischen Relationen setzen bereits einen selbständigen Gegenstand voraus. Der Begriff der chemischen Stoffe und Elemente stellt diese symbolische Eigenart des chemischen Objekts dar. Der chemische Gegenstand ist viel konkreter als der physikalische, d. h. er hebt sich von seinen Relationen ab und bedingt sie gewissermaßen. Und nicht umsonst betrachtet Cohen die Chemie als eine Uebergangsdiziplin von den mathematischen Naturwissenschaften zu den beschreibenden Disziplinen²⁾). Selbstverständlich ist auch die systematische Botanik und Zoologie beschreibende Naturwissenschaft, da sie den Gegenstand konstruieren. Ihr Gegenstand wird später von der Biologie in Angriff genommen, um seine Gesetzmäßigkeiten herzustellen und ihn in ein Relationssystem zu verwandeln. An diesem Punkt tritt die Cohensche Begriffslehre zum Vorschein. Der Begriff ist nicht das Allgemeine, das durch Abstraktion gewonnen wird, sondern das konstituierende Prinzip des biologischen Gegenstandes. Der Begriff ist das System, in das sich das biologische Individuum einordnet. Das biologische Individuum kann bloß als Exemplar seiner Gattung betrachtet werden. Die Naturform ist von der logischen Form bedingt. In der systematischen Beschreibung der Gattungen und Arten sieht Cohen die Erklärung der genetischen Entwicklung, also eine gesetzeswissenschaftliche Methode. Diese Anschauung hängt mit der Auszeichnung des biologischen Gegenstandes zusammen. Der Gegenstand ist die Voraussetzung für die Herstellung der Gesetzmäßigkeiten und Relationen der biologischen Erkenntnis. Zwar ist das Ziel der Biologie, die sämtlichen Lebenserscheinungen auf mechanischem Wege zu erklären, aber der Weg ist dem der mathematischen Naturwissenschaft entgegengesetzt.

¹⁾ Vgl. Natorp: Philosophische Propädeutik, S. 6, wo es u. a. heißt: „aber sie betrachtet nicht die Subjekte der Veränderungen und Beziehungen als das zuerst gegebene. Voraus gegeben sind vielmehr die Veränderungen und Beziehungen selbst.“

²⁾ Vgl. Cassirer: „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“, S. 249—287.

Während die letzteren von den mechanischen Gesetzmäßigkeiten zum Gegenstand gelangen, schreitet die Biologie vom Gegenstand zu dessen Gesetzmäßigkeiten, um ihn in den Relationen aufgehen zu lassen. Diese Relationen sind schon in der systematischen Beschreibung enthalten. „Aber in der Genealogie kommt die Logik der Klassifikation erst zu ihrem Sinn, ihrer Kraft und ihrem Rechte . . . Die Fortführung des Weges, die Ausfüllung der Lücken, in denen der Weg abgebrochen zu sein scheint, das ist die Aufgabe der echten Logik, und dazu sollen die logischen Formen verhelfen: den lebendigen Zusammenhang der Naturformen finden zu lehren¹⁾.“ Demnach sind die beschreibenden Naturwissenschaften, wie systematische Zoologie und Botanik, insofern Disziplinen des logischen Denkens, als sie im Zusammenschluß mit der Biologie die Gesetzmäßigkeiten und Kausalbeziehungen der Lebensformen konstituieren. Mit anderen Worten, auch die beschreibende Zoologie oder Botanik sind erklärende Disziplinen, in denen genetische Beziehungen festgestellt werden. Wie verhält sich aber diese Ansicht im Hinblick auf die individualisierenden Disziplinen und insbesondere deren beschreibenden Teil, wie z. B. die Geographie, die unter anderem auch mit einem anorganischen Stoff zu tun hat? Der neue Begriff des Gegenstandes, den Cohen in der Biologie auszeichnet, findet in der Geographie keine Anwendung. Der Gegenstand dieser Disziplin ist kein Systemgegenstand, sondern ein individueller, der auch anorganisch ist. Demnach würde die Geographie keine beschreibende Disziplin sein, sondern in die mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe eingefügt werden. Diese Folgerung steht im Widerspruch zum Wesen und Inhalt dieser Disziplin, die nicht nur eine erklärende, sondern auch eine referierende sein will. Sie ist keine Begriffswissenschaft, sondern eine individualisierende Disziplin. Freilich kann man den Gegenstand der Geographie, ähnlich wie den der Physik, als reaktives Relationssystem fassen, in der die physikalisch-mechanischen Gesetzmäßigkeiten walten, aber auf einen solchen Gegenstand reflektiert nicht die Geographie, deren Aufgabe darin besteht, ein Bild der Erdoberfläche auf bloß beschreibendem Wege zu liefern. Auch die Mittel, mit denen die beiden Methoden arbeiten, sind grundverschieden. Die erklärende strebt immer die Qualitäten zu quantifizieren, während die referierende an der qualitativen Welt festhält, ohne die die Deskription ein bloßes Phantom wäre. Die Erdkugel wird mittels Farben, Wärmequalitäten beschrieben, die nach dem mechanischen System keine logische Berechtigung haben.

¹⁾ Logik, S. 367.

Auch die beschreibenden organischen Disziplinen, wie die Botanik, arbeiten mit Sinnesqualitäten, die Arten werden unterschieden und verglichen kraft qualitativer Merkmale.

Die Begründung, daß dieses Verfahren von der Tendenz geleitet sei, sich in mathematisch-mechanische Erklärung aufzulösen, schafft nicht den Einwand aus dem Weg, und zwar aus doppeltem Grund.

1. Diese Tendenz strebt nur die beschreibende Methode durch die erklärende zu ergänzen, ist aber noch lange nicht auf ein quantifizierendes Verfahren gerichtet. Freilich wird das mechanische Kausalprinzip herangezogen, was aber nicht heißen soll, daß die beschreibenden Disziplinen in die mathematische Naturwissenschaft münden. Ihre genetische Richtung bleibt immer in den Grenzen der qualitativen Welt. Es wäre doch ein innerer Widerspruch, wenn wir behaupten würden, daß die beschreibende Methode, die vollkommen mit qualitativen Mitteln arbeitet, ihren Gegenstand zu quantifizieren sucht, was mit der Auflösung des von ihr gesetzten Gegenstandes identisch wäre. Der Gegenstand der deskriptiven und der genetischen Methode ist der gleiche. Die genetische Methode erklärt den Gegenstand der Deskription, der in der modalen Erklärung fortgebildet, aber nicht aufgelöst wird. Die Arten und die Gattungen der systematischen Botanik und der Zoologie sollen auch der Tendenz nach nicht in leere Abstraktionen von Reaktionssystemen umgewandelt werden. Der Gegenstand der Geographie oder der der Zoologie wird nie in einem abstrakten Kausalsystem aufgehen. Die genetische Erklärung muß das Objekt der beschreibenden Methode erhalten.

2. Wir müssen überhaupt die beschreibende und die erklärende Methode streng auseinanderhalten. Ihre Verquickung verursacht die Verkennung des eigentümlichen Charakters sowohl der einen als auch der anderen. Zwar wohnt die erklärende Tendenz der beschreibenden inne. Aber deswegen kann man noch lange nicht das Beschreiben dem Erklären gleichsetzen. Die systematischen Disziplinen sind keine erklärenden, sondern rein beschreibende; zwar ist ihnen der genetische Drang eigen, aber diese Tendenz geht über die Grenzen hinaus und weist auf eine andere Disziplin hin. Die Systematisierung der Natur liefert keine Erklärung derselben. Freilich bereitet die deskriptive Methode den Gegenstand vor, aber in dieser Arbeit steckt nichts Erklärendes. Die Beschreibung erkennt den Gegenstand von einem qualitativen Gesichtspunkt aus und bleibt dabei stehen. Sie soll logisch selbständig gerechtfertigt werden; ihre genetischen Tendenzen bieten ihr eine solche Legitimierung nicht dar.

Ausführlicher als Cohen ist Natorp auf das Problem der deskriptiven Methode eingegangen¹⁾. Obzwar nach ihm der Umfang des logischen Denkens beträchtlich ausgeweitet wird, indem er den mathematisch-naturwissenschaftlichen Kreis, den Cohen um die Logik gezogen hat, sprengt, behält er doch den gesetzeswissenschaftlichen Charakter bei. Er versucht die Gesamtheit der Erkenntnis in das Gesetzesschema einzufügen. Demnach leugnet er die Selbständigkeit der deskriptiven Methode und läßt sie in der erklärenden aufgehen, und zwar aus folgendem Grunde: Jede einzelne Tatsache muß immer in dem Augenblick, wo sie erkannt wird, unter einen allgemeinen Begriff subsumiert werden, und dadurch wird sie in einen Gesetzeszusammenhang eingeordnet.

Natorp identifiziert die beschreibende Methode mit der individualisierenden und die erklärende mit der generalisierenden, und unter dieser Voraussetzung macht er gegen die Trennung zwischen beschreibenden und erklärenden Disziplinen Front.

Sehr eingehend befaßt sich Cassirer mit dem Problem der Begriffsbildung²⁾. Seine Ausführungen sind von weittragender Bedeutung für das Verhältnis der Marburger Schule zu der deskriptiven Methode. Der ganze Fragenkomplex erscheint uns in einem neuen Licht. Denn der Schlüssel für die Lösung dieses Problems ist in der Begriffslehre, wie sie bei Cassirer ausgestaltet vorliegt, enthalten. Der traditionellen Begriffslehre gegenüber, die die Begriffsbildung auf das Verfahren der Abstraktion stützt, vertritt der kritische Idealismus eine andere Auffassung, wonach der Begriff auf der Basis der Methode der mathematischen Reihenbildung zustande kommt. Der Begriff wird als das Prinzip und der Gesichtspunkt, unter dem die Reihenbildung erfolgt, aufgefaßt. Weder die Allgemeinheit, noch der klassifikatorische Zweck sind das Primäre beim Begriff, wohl aber die Allgemeingültigkeit und die unbedingte Verknüpfung der Reihen. Ebenso wie die einzelnen Verwirklichungsfälle durch den mathematischen Begriff erzeugt werden können, müssen auch die naturwissenschaftlichen Begriffe als allgemeingültige Prinzipien und Regeln, die den chaotischen Stoff der sinnlichen Welt in bestimmte Reihen einordnen, eine ähnliche Leistung hervorbringen. „Nicht darum handelt es sich, aus einer Mehrheit gleichartiger

¹⁾ „Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode“, Tübingen 1912, S. 156. Natorp, im Unterschied von Cohen, faßt die Deskription und das Erklären nicht gegenständlich, sondern methodisch.

²⁾ Cassirer: „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“, „Philosophie d. symb. Formen“, Bd. III.

Eindrücke das Gemeinsame herauszuschälen, sondern ein Prinzip festzustellen, kraft dessen das Verschiedene auseinander hervorgeht. Die Einheit des Begriffs bekundete sich nicht in einem festen Bestand an Merkmalen, sondern in der Regel, durch welche die bloße Verschiedenheit als eine gesetzliche Abfolge von Elementen dargestellt wurde¹⁾.“ Die innere Tendenz des Begriffs besteht nicht in seiner systematisierenden Leistung, sondern in seiner verknüpfenden Funktion. Durch die Begriffe werden Reihen gebildet, deren Glieder man ableiten kann, sobald ihre Stellen und der Gesichtspunkt, unter dem sie aneinander gereiht wurden, gegeben sind. Es muß betont werden, daß Cassirer die konstruktiven Begriffe der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaften im Auge hat. So ordnen z. B. die physikalischen Begriffe, wie Bewegung, Kraft, Energie, das sinnlich Mannigfaltige in gesetzlich geordnete Reihen, unter denen kausale Beziehungen bestehen. Diese Begriffe aber werden nicht als gemeinsame Gehalte, die wir in den Körpern und Vorgängen vorfinden, auf dem Wege der Abstraktion gewonnen, sondern sind konstruierte Prinzipien zum Zweck der notwendigen Verbindung. Das Hauptmotiv, das in dieser Lehre zutage tritt, ist das Reihenprinzip, das im Zentrum des kritischen Idealismus steht. Wenn die Begriffe ihrem Wesen nach konstante Prinzipien sind, die die Reihenbildung ermöglichen, so tritt ihre klassifikatorische Bedeutung in den Hintergrund. Denn das Bilden einer Reihe drückt sich nicht bloß in der Einordnung einer Mannigfaltigkeit in bestimmte Schemata aus, sondern hauptsächlich in der Verknüpfung der einzelnen Glieder miteinander unter einem invariablen Gesichtspunkte. Die Methode der Reihenbildung gewinnt erst dann ihre feste Bedeutung, wenn wir in ihr die Setzung einer gesetzlichen Abfolge erblicken. Erst das Vorhandensein einer Regel, die der Reihe ihre gegenseitige notwendige Verbindung verleiht, läßt sie zur Reihe werden. Die Abhängigkeit ist das Prius in der Reihe. Und wenn auch die Begriffsbildung auf den ersten Blick lediglich im Zeichen der Klassifikation und Systematisierung steht, so muß man, will man die Bedeutung des Begriffes nicht verkennen, das gesetzliche Motiv, das im Begriff implizite enthalten ist, klar herauschälen. Geht man von einem solchen Standpunkt aus, so verschiebt sich der ganze Problemkomplex. Denn ist das Merkmal der Allgemeinheit ein sekundäres Moment und für die Beschaffenheit des Begriffes nicht typisch, so kann man auch die individuellen Disziplinen auf die Ebene des Begriffes stellen. Und in der Tat verfährt so

¹⁾ Cassirer, a. a. O., S. 196.

Cassirer, indem er die historischen Begriffe¹⁾ den Allgemeinbegriffen zur Seite stellt. Wir wollen den Gedankengang seiner Ausführungen in aller Kürze wiedergeben. 1. Selbst der „historische Begriff“ stellt eine Reihe dar, in der die verschiedenen Stellen durchgängig miteinander verknüpft sind. Die Individualität ist in keinem geringeren Maße als der Allgemeinbegriff einer notwendigen Verknüpfung unterworfen. Sie ist in bestimmte Reihen eingliedert und mit den übrigen Elementen verbunden. Daher unterscheidet sich nicht das Individuelle von dem Allgemeinbegriff. Die Grundform der Begriffsbildung ist nicht die der Gattungsbegriffe, sondern die der Reihenbegriffe. 2. Auch in der Sphäre der „historischen Begriffe“ herrscht Gesetzmäßigkeit und kausale Notwendigkeit. Mithin ist ein Moment der Allgemeinheit im Historischen enthalten. Denn Gesetzmäßigkeit besagt, daß zu jeder Zeit „wenn A sich in dieser Weise wiederholt“, B „als wirklich gefordert ist . . . Wer also in der Geschichte mehr sieht als eine bloße positivistische «Beschreibung» des Nacheinanders verschiedener Ereignisse, wer auch ihr eine besondere Art des kausalen Urteils zugesteht: der hat diese Form des „Allgemeinen“ in ihr bereits anerkannt. Die Allgemeinheit haftet nicht an dem kategorischen, sondern an dem hypothetischen Teil der Aussage: die Form des Zusammenhanges von A und B wird ideell ins Allgemeine projiziert . . .²⁾“ Dieser Theorie könnte man folgendes entgegenhalten. Wie bereits hervorgehoben wurde, geht Cassirer von den konstruktiven, mathematisch-naturwissenschaftlichen Begriffen aus, an Hand deren er ihren Reihencharakter aufweist. Selbst die induktiven Begriffe, die in der Chemie zuhause sind, werden in konstruktive Konstanten verwandelt, sobald man sie ins kritische Licht rückt. Als solche bilden sie die invariablen Prinzipien der Gesetzmäßigkeit. Und hier erhebt sich eben die Frage, ob in der Geschichte konstruktive Begriffe am Platze sind. Die Geschichte will doch keine Symbole geben, sondern lebendige Bilder. Wenn auch die geschichtlichen Bilder — ebenso wie der Allgemeinbegriff — unter bestimmten Gesichtspunkten eine Auslese aus dem Gewirr des gegebenen Stoffes treffen, so gehen sie doch nicht von konstruierten, sondern von konkreten, auf

¹⁾ Wir verwenden diesen Terminus, wie ihn Cassirer von Rickert übernommen hat. Dabei bleibt es dahingestellt, ob eine solche Bezeichnung berechtigt ist. Heinrich Maier hat die Rickertsche Theorie verworfen. Die Geschichte als Individualwissenschaft arbeitet nicht mit Begriffen, sondern mit Bildern und Gestalten, die die anschauliche Abstraktion entwirft. Siehe „Das geschichtliche Erkennen“.

²⁾ „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“, S. 202 f.

dem Wege der Abstraktion gewonnenen Aspekten aus. Freilich arbeitet auch die Geschichtswissenschaft mit dem gesamten kategorialen Apparat, der auf apriorischen Grundlagen beruht; aber die apriorischen Grundkategorien bilden sozusagen nur den allgemeinen Rahmen für den Ablauf des geschichtlichen Prozesses. Die Gestalten und Bilder, die aus dem Prozeß herausgeschält werden, sind keine Konstruktionen, die a priori gesetzt werden, wohl aber Abstraktionen, die aus dem geschichtlichen Stoff entsprungen sind. Während die mathematischen Naturwissenschaften nicht nur mit apriorischen Kategorien arbeiten, sondern das Gesamtgeschehen in neue, vom Geist konstruierte Reihen, die durch ideelle Setzungen entstanden sind, umwandeln (wie es von der Marburger Schule dargestellt wird), kann man in der Geschichte konstruktive Reihen nicht ausfindig machen. Sie bleibt mit der konkreten Geschichtswirklichkeit in unmittelbarer Fühlung. Es muß aber klar hervorgehoben werden, daß dieser Standpunkt nicht mit dem von Rickert, wonach die „historischen Begriffe“ der Wirklichkeit näher stünden als die naturwissenschaftlichen, sich identifizieren läßt. Denn betrachtet man die Abstraktion als die Grundform der Begriffsbildung, so haben wir kein Recht die naturwissenschaftlichen Begriffe ihres Wirklichkeitscharakters zu entkleiden und die „historischen Begriffe“ auf eine andere Stufe zu stellen. Beides sind Abstraktionsgebilde, die die Wirklichkeit nicht verfälschen, sondern ordnen und erkennen. Läßt man dagegen die Abstraktionstheorie fallen, anstatt deren man die Begriffe als mediatisierende Prinzipien, die das Gegebene in konstruktive, ideelle Reihen überführen, so wird sich eine solche Theorie auf das Gebiet der Geschichte kaum übertragen lassen. Hier läßt sich die Abstraktionsmethode nicht umgehen. In der Geschichte schreiten wir nicht von oben nach unten, d. h. von ideellen Setzungen zu der empirischen Gegebenheit, sondern von dem geschichtlich Lebendigen zu allgemeinen Bildern. Es ist um so unverständlicher, daß Cassirer seine Begriffstheorie auch auf die Geschichte anwendet, als er selbst die mathematisch-physikalischen Begriffe als Idealfälle betrachtet, denen man in der Wirklichkeit nicht begegnen kann (wie z. B. die absolute Gerade, die gleichförmige Bewegung usw.). Daß aber die Geschichte mit solchen Idealbegriffen nichts anfangen kann, braucht nicht hervorgehoben zu werden.

II. Was die historische Kausalität anbelangt, auf die Cassirer den Allgemeinheitscharakter der Geschichte stützt, so kann man das eine einwenden: spricht man in der Geschichte von Gesetzen, so bleibt

in der Tat nichts anderes übrig, als ihr das Gepräge der Allgemeinheit aufzudrücken. Denn der Begriff des Gesetzes besagt, daß zwischen zwei Allgemeinbegriffen A und B eine modale Abhängigkeitsbeziehung besteht. Spricht man aber dagegen nicht von Gesetzen, sondern von individueller oder gegenständlicher Notwendigkeit, so bleibt der individuelle Zug der Geschichte beibehalten. Denn eben als Korrelat des Gesetzesbegriffs, der in der begrifflichen Welt zuhause ist, gilt in der individuellen Sphäre die genetische Notwendigkeit. Die letztere besagt, daß zwischen A und B eine modale Abhängigkeit besteht, die die beiden Vorgänge unter gegebenen besonderen Bedingungen notwendig miteinander verknüpft. Die Frage nach der Wiederholung dieser Vorgänge ist belanglos, denn sie sind eben durch ihre Einmaligkeit gekennzeichnet. Die Abhängigkeit, die zwischen ihnen besteht, ist individueller Natur. Das schlechthin Notwendige in der individuellen Abhängigkeit besteht darin, daß nicht wie im Gesetz die Notwendigkeit dahin beschrieben wird, daß B immer auf A in seinen unendlichen Wiederholungen und Aktualisierungen folgen muß, sondern daß, wenn A in seiner Einmaligkeit gegeben ist, B notwendig folgen muß. Es handelt sich hier um einen individuellen Seinsgrund. Daß die begriffliche Erklärung zuweilen bestrebt ist, die Individualwelt unter allgemeine Gesetzmäßigkeiten zu stellen, kündigt nur die Tendenz an, die den Individualobjekten eigen ist, sich in allgemeiner Erklärung zu vollenden; aber das hebt nicht im geringsten die Eigenart der individuellen Notwendigkeit auf. Nimmt man zwei gegenständliche Sphären an, so muß man auch zwei Arten von notwendiger Verknüpfung voraussetzen.

Daß die Begriffe schon in ihren Ansätzen die Tendenz haben, sich in Gesetzmäßigkeiten umzuwandeln, wird keiner in Abrede stellen. Die Frage ist aber, und darauf kommt es an, ob dadurch die Selbstständigkeit der beschreibenden Methode erledigt ist. Denn, wenn auch die Beschreibung in der Erklärung ihre Ergänzung findet, wie auch andererseits die Erklärung in die Deskription mündet, so hebt doch dieses gegenseitige Ineinandergreifen die Verschiedenheit ihres methodischen Charakters nicht auf. Dem ganzen Gedankengang liegt eine Voraussetzung zugrunde, die nicht aufrechtzuerhalten ist. Das Gleichsetzen der Deskription mit der individualisierenden Methode und das Beziehen der Erklärung auf die begriffliche Region hat verursacht, daß man unbegründete Schlüsse gezogen hat. Man beweist einerseits den gesetzeswissenschaftlichen Charakter bestimmter Disziplinen durch ihre begriffliche Struktur und andererseits schließt man aus dem Be-

stehen notwendiger Dependenzbeziehungen in der Individualwelt auf die „ideelle Allgemeinheit“ der letzteren. Wenn man aber die vorliegenden Sachverhalte ins kritische Licht rückt, ergeben sich ganz andere Gesichtspunkte^{1) 2)}.

1) Beschreiben und erklären sind zwei selbständige Methoden, die ebensogut in der allgemein-begrifflichen wie in der individuellen Welt ihre Geltung haben, sodaß die These, wonach jede einzelne Tatsache nur insofern erkennbar ist, als sie unter einen Allgemeinbegriff untergeordnet wird, gegen die individualisierende Methode, die nicht aus der Welt zu schaffen ist, verstößt. Die Subsumtion einer Tatsache unter einen Allgemeinbegriff verleiht ihr noch lange nicht einen gesetzeswissenschaftlichen Charakter. Den Beweis dafür liefern die systematische Botanik und Zoologie. Sie sind trotz ihres allgemeinbegrifflichen Charakters deskriptive Disziplinen³⁾. Erklären heißt die Seinsnotwendigkeit, die auf den modalen Relationen von Seinsgrund und Seinsfolge beruht, herstellen. Dies kann sowohl in der individuellen, in der Form von genetischen Dependenzbeziehungen, als auch in der begrifflichen Welt, in der der Gesetze, geschehen⁴⁾. Die Systematisierung der konkreten einzelnen Tatsachen unter Allgemeinbegriffe und deren Bildung ist kein erklärendes, sondern ein deskriptives Verfahren. Wenn ich einen individuellen Tatbestand einem Allgemeinbegriff unterordne, setze ich damit noch nicht die Seinsnotwendigkeit desselben. Die Notwendigkeit kann erst mittels des Realgrundes konstituiert werden, der in der Subsumtion nicht enthalten ist.

Natürlich benutzt auch die referierende Methode Kausalverknüpfungen, um sachliche Zusammenhänge, die die Bestimmung und Beschreibung eines Gegenstandes ermöglichen, herzustellen. Wobei aber

¹⁾ Die Identifizierung der beschreibenden Methode mit der individualisierenden hat Windelband vollzogen. Er hat die nomothetischen von den idio-graphischen Disziplinen unterschieden, wobei er die ersteren auf die Begriffswelt, die letzteren auf die Ereigniswissenschaften bezogen hat. Auch die Rickert'sche Theorie bewegt sich vorwiegend in einem ähnlichen Gedankenkreis. Dagegen hat Maier das Problem unter einen ganz anderen Aspekt gestellt.

²⁾ Siehe Liebert: „Das Problem der Geltung“, Berlin 1914, S. 240 f. Er schließt sich der Natorpschen Ansicht an.

³⁾ Wir sehen hier von den obigen Ausführungen über den biologischen Gegenstand ab.

⁴⁾ Vgl. Maier: „Wahrheit und Wirklichkeit“, S. 460 f.

die Kausalität nur in sachkategorialer Form, d. h. zur Verbindung von Dingen und Vorgängen und nicht in modaler, als Seinsnotwendigkeit, gefaßt wird¹⁾ 2).

II. Eine Tatsache kann nicht bloß auf dem Wege der begrifflichen Abstraktion, sondern auch auf dem der individualisierenden erkannt³⁾ werden. Es gibt Disziplinen, wie die Geographic und Geologie, in denen die letztere die einzig mögliche Arbeitsmethode ist. Die These, das Individuelle müsse, um erkannt zu werden, entweder begrifflich gefaßt oder zumindest ins Ideell-Allgemeine projiziert werden, verstößt gegen das individualisierende Verfahren, das eine kardinale Methode der wissenschaftlichen Arbeit ist. Freilich wird jede Individualität nicht isoliert hingestellt, sondern in einen Zusammenhang eingeordnet, der die Individual-Welt umspannt, aber dieses Verfahren folgt erst auf die individualisierende Abstraktion. Denn, um zu den übrigen Individualitäten in Verhältnis zu treten, muß es zuerst selbst zu einer Individualität geformt werden, was nur durch die referierend-individualisierende Methode geschieht. Die Verkennung der individualisierenden Abstraktion ist eine unmittelbare Folge des übertriebenen Logismus, der in der Marburger Philosophie herrscht. Der Anschauung ist jede logische Funktion abgesprochen worden, und daher gibt es keine anschauliche Abstraktion, die die Grundlage jeder Individualwissenschaft ist⁴⁾ 5). Wie es sich auch systematisch verhalten mag, vom Marburger Standpunkt aus ist die Einschränkung des logischen Denkens auf das begrifflich-gesetzeswissenschaftliche vollkommen berechtigt, ja notwendig. Die Reinheit und die Einheit des Denkens verlangen diese Begrenzung. Dem Denken darf nichts vorangehen, nichts

1) Vgl. Maier: „Wahrheit und Wirklichkeit“, S. 469.

2) Zu der Identifizierung von Gesetz und Begriff bei Natorp hat die eigentümliche Fassung des Gesetzes, die er vertritt, beigetragen. Gesetzeserkenntnis ist für Natorp nicht bloß die theoretische Naturwissenschaft, wie Physik und Chemie, sondern auch die normative, wie Ethik. Dagegen hat schon Cassirer „Philosophie der symbolischen Formen“, III, S. 16, Bedenken erhoben. Demnach wäre Gesetz nur im Sinne der systematischen Regelmäßigkeiten, die die Einheit der Erkenntnis und deren Deduktion aus den höchsten Gesichtspunkten ermöglichen, zu deuten. Diese Fixierung des Gesetzes verkennt seinen ontologischen Charakter und degradiert es zu einer Art der Systematisierung.

3) Vgl. Maier: „Das geschichtliche Erkennen“, S. 20 f.

4) Siehe Maier: „Das geschichtliche Erkennen“, S. 21 f.

5) Vgl. Natorp: „H. Cohen als Mensch, Lehrer und Forscher“, Marburg 1918, wo er gegen Cohen einwendet, daß der letztere das Individuelle nicht zu seinem Recht kommen läßt. Übrigens ist auch Natorp diesem Fehler nicht entgangen, ungeachtet dessen, daß er dem Individuellen eine spezielle Disziplin zuordnet.

gegeben sein. Es liegt keine Empfindung, keine Gegebenheit, keine Transzendenz vor. Es gibt nur ein reines erzeugendes Denken. Die beschreibende Methode fügt sich diesem Grundsatz nicht. Sie setzt Empfindungen voraus, deren Inhalte sie bearbeitet. Den Gegenstand beschreibt sie mittels qualitativer Inhalte und versucht gar nicht, das Qualitative ins Quantitative umzuwandeln. Andererseits ist die Erkenntnis ein notwendiger, in strenger Folge und Gesetzmäßigkeit fortschreitender Prozeß, der nur innerhalb einer einzelnen Methode stattfinden kann. Daher wurde der Umfang des wissenschaftlichen Denkens auf das mathematisch-naturwissenschaftliche eingeschränkt. Die Mathematik und Physik bieten eine regelmäßige Entfaltung dar. Das Postulat der Reinheit und Gesetzmäßigkeit ist das Kriterium für den logischen Wert der wissenschaftlichen Methode, und diejenige Methode, die diesem Postulat nicht entspricht, wird aus dem logischen Bereich ausgeschaltet.

Zweites Kapitel

Die Einheit des reinen Denkens.

Das Denken ist rein und einheitlich, so lautet die Voraussetzung der Cohenschen Logik. Zwei Begriffe aus der Kantschen Kritik: Apriori und synthetische Einheit, die bei Cohen mit gewissen Modifikationen zur Grundlage seiner Philosophie geworden sind, liegen hier vor. Wollen wir uns diesen beiden Problemen zuwenden.

Das Denken ist rein, d. h. es geht nichts dem Denken voraus. Das Aposteriori ist gestrichen. Mit dem Aposteriori fällt zugleich der Unterschied von Stoff und Form, von sinnlicher Materie und reiner Form weg. Im Zusammenhang mit der Ausschaltung der aposteriorischen Materie werden auch ihre apriorischen Formen eliminiert. Die reine Anschauung wird von Cohen abgewiesen¹⁾. Der Kantsche Er-

1) Cohen zählt Raum und Zeit zu den mathematischen Kategorien und will keine Notiz von ihrem anschaulichen Charakter nehmen. Natorp hingegen läßt die Anschauung in beträchtlichem Maße gelten. Die Anschauung stellt die Methode dar, durch die das Denken das Einzelne zu bestimmen sucht. Kraft der Anschauung (d. h. Raum und Zeit) konkretisiert das Denken den ideellen Gegenstand. Anschauung heißt Realisierung des vom reinen Denken „erzeugten“ Erkenntnisgegenstandes. Das Denken setzt den allgemeinen Gegenstand, den Gegenstand überhaupt, d. h. ein System von Relationen und „Allgemeinheitsfunktionen“. Der Anschauung fällt es zu, diese Bezüge und Relationen allseitig zu bestimmen, mithin zu individualisieren. „Sofern versteht es sich, daß das Merkmal der Einzigkeit der Zeit und dem Raume zukommen soll, gerade sofern sie Anschauungen, d. h. Bedingungen der Darstellung des Gegenstandes im

kenntnisdualismus von Rezeptivität und Spontaneität ist überwunden. Im Cohenschen System gibt es bloß eine einzige Erkenntnisquelle, und zwar das Denken.

Im Zusammenhang mit der Reduktion des Erkennens auf das reine Denken wird ein zweiter Begriff aus der Logik oder Erkenntnistheorie verwiesen, und zwar der Begriff der Gegebenheit²⁾. Die Gegebenheit hat ihren Platz nur in der Sinnlichkeit, den Apprehensions- und Anschau-

Konkreten der „Erfahrung“ sind . . . Aber dann hat die „reine Anschauung“ ihren natürlichen Ort im System der reinen Grundbedingungen der Erkenntnis unweigerlich nach den bloßen Allgemeinerfunktionen der Gegenständlichkeit . . .“ Die Anschauung hat also ihre Stelle im Denken selbst. Anschauung bezeichnet nur eine bestimmte Methode des Denkens, die auf das Individuelle Bezug nimmt. Auch bei Cohen gibt es einen speziellen Teil der Logik, die sogenannten kritischen Kategorien, die auf die Realisierung des reinen Gegenstandes hinzielen. Darauf kommen wir noch in späterem Zusammenhang zu sprechen. Vgl. Natorp: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“, Leipzig-Berlin 1910, S. 274—75 ff.

²⁾ Diesen Gedanken suchen die Marburger u. a. auch damit zu beweisen, daß sie die Unhaltbarkeit der Antithesen zu beweisen versuchen. Sie wenden sich gegen die Theorien, die das Gegebene entweder in der Empfindung oder in der Denknötwendigkeit erblicken. Das Empfinden ist kein rezeptives Verhalten, sondern ein spontaner Erkenntnisakt, der auf derselben Ebene wie das Denken liegt. Die Positivisten sprechen von reiner Erfahrung, als ob es so etwas gäbe. Indessen finden wir keine reine Faktizität vor. „Wenn von irgendeinem Faktor, so gilt von dem der einfachen Empfindung das Goethische Wort, das Höchste sei es zu erkennen, daß alles Faktische schon Theorie ist.“ (Phil. d. symb. Form, Bd. III, S. 31.) Bei genauer Prüfung der Empfindungsinhalte wird sich kein einziges Element als vom Denken unabhängig erweisen. Die Welt der Farben und Töne ist ebensowenig Tatsache wie die der Zahlen und Atome. Das vermeintlich Gegebene in der Empfindung stellt sich bei eingehender Analyse als Denkkonstruktion heraus. Dieser Behauptung müßte man eigentlich zustimmen, wenn man im Denken für die qualitative Welt, wie sie sich uns in der Empfindung erschließt, apriorische Formungs- und Bestimmungsprinzipien annehmen würde. Das steht mit der Cohenschen These des naturwissenschaftlich gereinigten Weltbildes jedoch nicht in Einklang. Vgl. unsere Ausführungen im letzten Kapitel über das Empfindungsproblem im kritischen Idealismus. Was die Denknötwendigkeit anbelangt, so behauptet die Marburger Schule, daß sich zwar in der unmittelbaren Evidenz ein bestimmtes Abhängigkeitsbewußtsein, das über das tatsächliche Urteilen hinausgeht, ankündigt, daß jedoch hier kein Hinweis auf ein Jenseits der Erkenntnis, sondern auf das System der Erfahrung vorliegt. Die Wahrheit des Urteils besteht in dem Bezogensein auf allgemeingültige Konstanten und Invariablen „aller Erkenntnis überhaupt“. (Vgl. Volkelt: „Die Quellen der menschlichen Gewißheit“, München 1906, S. 32; „Erfahrung und Denken“, Leipzig 1878, S. 186; Cassirer: „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“, S. 395 ff.; Maier: „Wahrheit und Wirklichkeit“, S. 253 ff.)

ungsformen, dem Denken kann nichts gegeben werden. Daß die Spontaneität das Wesen des Denkens ausmacht, darin stimmt die Kantsche Ansicht mit der der Marburger überein. Die Differenz besteht bloß in der Wertung des Denkens als einer Erkenntnisquelle. Während bei Kant die Spontaneität allein noch keine Erkenntnis liefert, da sie eine Mannigfaltigkeit der Anschauung voraussetzt, beansprucht Cohen für das Denken, ohne etwaige Anlehnung an die Anschauung, die volle Selbständigkeit. Nach Kant besteht die Aufgabe des Denkens darin, daß es das Transzendente, das in unsere Anschauungsformen eingeht, als einen Urteilsgegenstand konstituiert. Damit ist zweierlei gewonnen.

- 1) Ein Maßstab für die objektive Gültigkeit der Erkenntnis.
- 2) Der Ursprung und der Ausgangspunkt derselben.

Die Frage nach der Objektivität des apriorischen Denkens, nach dessen Gültigkeit, hat Kant durch die apriorische Notwendigkeit beantwortet. Das reine Denken konstituiert und ermöglicht die Erfahrung, daher ist es gültig und notwendig. Gegen diese apriorische Verifizierung der reinen Anschauungs- und Denkformen, durch den Hinweis auf die Unwegdenkbarkeit der kategorialen Momente machen sich schwerwiegende Einwände geltend. Denn, wenn wir die Objektivität der apriorischen Formen zu legitimieren bestrebt sind, so wollen wir doch diese Momente nicht als solche, sondern hinsichtlich der Gültigkeit für den empirischen Stoff, auf den sie angewandt werden, kritisch untersuchen. Und an diesem Punkt drängt sich uns die Frage auf, ob die apriorische Notwendigkeit zulänglich ist, die Anwendbarkeit der Anschauungs- und Denkformen auf den gegebenen Stoff sicherzustellen. Denn die Unwegdenkbarkeit der kategorialen Momente für unser Erkennen ist noch kein Kriterium für deren logische Geltung. Wer bürgt uns dafür, daß das Gegebene, das Erscheinende, sich dieser Notwendigkeit fügt? Um die Objektivität der Kategorien zu beweisen, müßten wir eher eine empirische Verifizierung aufbringen, d. h. die apriorischen Formen des Anschauens und Denkens sind deshalb gültig, weil sie durch die Empirie bestätigt werden. Daß man hier auf eine transzendente Gegebenheit zurückgreifen muß, liegt auf der Hand. Wenn wir von empirischer Verifizierung sprechen, so muß irgendeine Grundlage gegeben sein, auf die sich die Legitimation stützt. Eine solche Basis bildet die Gegebenheit. Das Transzendent-Gegebene enthält kategoriale Daten¹⁾, die das Denken zur adäquaten Auffassung auffordern. Ob das Denken dieser Aufgabe gerecht wird, hat die Empirie zu ent-

¹⁾ Vgl. Maier: „Wahrheit und Wirklichkeit“, S. 122.

scheiden. Wir sehen, daß der Beweis über die objektive Gültigkeit der apriorischen Momente doppelt erbracht werden könnte.

1) In Anlehnung an das Denken selbst.

2) Durch empirische Legitimierung.

Daß der erste Beweis nicht ausreichend ist, liegt am Begriffe des Gegebenen, das zum Denken hinzukommen muß, um Erkenntnis herbeizuführen. Das Transzendent-Gegebene schließt einerseits den apriorischen Gültigkeitsbeweis aus und andererseits ermöglicht es eine Beweisführung, die auf Daten im Transzendenten zurückgeht. So gestaltet sich das logische Problem der Objektivität in jeder Erkenntnistheorie, die den Gegebenheitsbegriff beibehält. Für Cohen dagegen, der keine Transzendenz bestehen läßt, muß eine Problemverschiebung erfolgen. Nicht um die apriorische Rechtfertigung der Objektivität handelt es sich, sondern um das Wesen der Objektivität selbst. Für Kant bestand nicht dieses Problem. Er hat an einer Transzendenz, an einer Gegebenheit festgehalten, die ihm immer ein Bürge für die Objektivität der Erkenntnis war. Das Transzendente liegt der Erscheinung zugrunde. Die Kantsche Fragestellung ist nur, wie diese Objektivität a priori zu beweisen ist.

Bei Cohen ist der Sachverhalt total verschieden. Nicht die Uebereinstimmig zwischen der Objektivität a priori und der, die das Gegebene verleiht, sondern die Objektivität a priori schlechthin steht zur Erörterung. Was heißt objektiv, wenn alles von dem reinen Denken herrührt, sowohl Materie als auch Form? Ist es nicht ein willkürliches subjektives Gedankenspiel? An diese Frage knüpft sich ein neues Problem. Denn geht das Denken von keiner Transzendenz aus, so erhebt sich die Frage nach dem Ursprung des Erkennens, die bei Kant durch den Gegebenheitsbegriff restlos gelöst ist. Das transzendent Gegebene geht in die Anschauungs- und Denkformen ein und wird durch sie als Gegenstand gesetzt. Cohen aber will kein transzendent Gegebenes anerkennen, das Denken beginnt mit sich und schöpft aus keiner Außenquelle Erkenntnisdaten. Durch die Ablehnung der Transzendenz stößt Cohen auf das Ursprungsproblem. Wie beginnt der Erkenntnisprozeß? Was bildet den Ausgangspunkt für das Denken? Mit diesen Schwierigkeiten hat jedes erkenntnistheoretische idealistische System zu ringen. Die Idealisten versuchen auf verschiedene Weise das Problem der Objektivität und des Ursprungs des Denkens zu lösen. Das Ergebnis dieser Bemühungen ist, daß die Idealisten eine gewisse Art von Transzendenz bestehen lassen. Rickert z. B. transzendiert die Wertsphäre und verlegt in diese Region die Formen der Erkenntnis.

Der Norm- und Wertsphäre steht das erkenntnistheoretische Subjekt gegenüber, das ebenso wie die erstere absolutiert und hypostasiert wird. Der Erkenntnisprozeß spielt sich in der Weise ab, daß das erkenntnistheoretische Subjekt, in dem es den Stoff in die gehörige Form einfügt, der Wahrheitsnorm und dem Wahrheitswert Genüge leistet. Ähnlich verhält es sich bei Husserl. Das Reich der Wahrheiten, die als ideale Möglichkeiten ganz selbständig bestehen, ist absolut und vom aktualisierenden Denken unabhängig. Dadurch überwinden sie die Schwierigkeiten des Ursprungsproblems und gewinnen einen Objektivitätsmaßstab. Nicht umsonst nennt Rickert sein System „Transzendentalen Idealismus“. Für Cohen¹⁾ aber ist diese Lösung von vornherein ausgeschlossen. Durch den Rickertschen transzendenten Wert wäre der Cohensche Idealismus durchbrochen. Demnach würde das Sein ein transzendentes, alogisches Element enthalten, das auf Absolutheit Anspruch erhebt und von keinem Denken abhängig wäre, was im Widerspruch zur Cohenschen These steht, daß das Sein nur vom logischen Denken konstituiert ist.

Wie wird Cohen der Objektivität und dem Ursprung gerecht? Es gibt kein anderes Mittel, dieses Problem zu lösen, als die Absolutierung²⁾ des Denkens selbst.

Aber der Begriff eines absoluten Denkens muß mit größter Sorgfalt gefaßt werden, weil die mindeste Abweichung oder Inkonsequenz das Gesamtsystem zu erschüttern droht.

In diesem Punkt wollen wir auch ein wenig das Verhältnis zwischen Cohen und den übrigen Wahrheitsabsolutisten klären.

Unter Absolutheit verstehen die Wahrheitsabsolutisten zweierlei:

1) die völlige Selbständigkeit, d. h. das Absolute besteht an und für sich ohne jede Anlehnung an eine andere Sphäre.

2) die in sich abgeschlossene Gegebenheit, d. h. das Absolute unterliegt keiner Konstituierung, keiner methodischen Selbstentfaltung im Laufe eines Prozesses, sondern ist als etwas Feststehendes, Abgeschlossenes da.

Die Rickertsche Theorie ist ein charakteristisches Beispiel dafür. Die Werte sind einerseits selbständig und gelten an sich, und anderer-

¹⁾ Vgl. Natorp: „Kant und die Marburger Schule“, Kantstudien, 1912.

²⁾ Wir gebrauchen diese Bezeichnung, denn sie eignet sich am besten, den allgemeinen Charakter des reinen Denkens darzustellen. Vgl. „Logik“, S. 149, wo Cohen jedoch aus didaktischen Gründen diesen Terminus vermeidet, was aber den Sinn der Sache nicht ändert.

seits unterliegen sie keinem Prozeß, keiner methodischen Entstehung, sondern sie sind in ihrer Gesamtheit und Vollständigkeit fertig da.

Ein solcher Absolutheitsbegriff ist für Cohen unannehmbar. Er widerspricht den grundlegenden Thesen des Marburger Idealismus. Wenn auch das Denken dem Sein übergeordnet ist, so kann es doch von ihm selbst nicht losgelöst werden. Die wirklichkeitsfreie Wahrheit, die die Wahrheitsabsolutisten immer wieder verkünden, ist für Cohen ausgeschlossen. Davor bewahrt ihn bereits der Identitätssatz: Alles Denken sei das Denken des Seins. Logisches Denken und Denken des Seins sind identisch. Es gibt keine Erkenntnis an sich, keine logischen Notwendigkeiten, die vom Sein losgelöst wären, sondern das Wesen der Erkenntnis besteht in der Seinskonstituierung. Die Denksphäre ist ebenso abhängig von der Seinssphäre, wie die letztere vom Denken.

Auch kommt das zweite Merkmal des Absoluten dem Cohenschen Denken nicht zu. Für Cohen ist das Denken kein Gegebenes, sondern ein ewiger Prozeß, der sich selbst konstituiert. Denken und Prozeß sind identisch. Die ewige Aufgabe, die das Denken sich setzt, die Selbstentfaltung desselben, machen das Wesen des Denkens aus. Das Apriori als Gegebenheit widerspricht der Reinheit des Denkens. Reines Denken schließt sowohl die Empfindung als auch fertige Erkenntnisdaten, wie z. B. die angeborenen Ideen des Rationalismus, aus. Reines Denken heißt erzeugtes, durch autonome Grundlegungen konstituiertes, im unendlichen Prozeß sich entfaltendes Denken. Das Denken selbst unterliegt einer Konstituierung, die der des Seins parallel läuft.

Absolutheit kommt nach Cohen dem Denken nur insofern zu, als seine Einheit und Gesetzmäßigkeit in ihm selbst fundiert sind. Die Gesetzmäßigkeit und Einheit des Denkens sind ebenso wenig psychischer Natur wie das Denken selbst. Dadurch glaubt Cohen die beiden Schwierigkeiten, auf die sein Idealismus stößt, zu überwinden.

Zu diesem Zweck wird ein neuer Begriff herangezogen, und zwar der des Ursprungs. Durch die Einführung desselben versucht Cohen das Ursprungs- und Objektivitätsproblem zu lösen. Im Ursprung prägt sich der absolute Charakter des Denkens aus. „Wir wissen es, das Prinzip ist die Erkenntnis. Das Prinzip aber bedeutet uns jetzt den Ursprung. Ohne den Ursprung kann das Prinzip nicht prägnant werden. Die allgemeine Bedeutung des Prinzips als Grundlegung, sie muß sich zur Grundlegung des Ursprungs vertiefen. . . Denken ist Denken des Ursprungs. Dem Ursprung darf nichts gegeben sein. . . Die Logik muß demnach Logik des Ursprungs werden. Denn der Ursprung

ist nicht nur der notwendige Anfang des Denkens, sondern in allem Fortgang muß er sich als das treibende Prinzip betätigen. Alle reinen Erkenntnisse müssen Abwandlungen des Prinzips des Ursprungs sein¹⁾.“

Aus diesen wenigen Worten tritt die Wichtigkeit und die Bedeutung, die Cohen dem Ursprungsbegriff beimißt, ganz deutlich hervor. Der Ursprung soll den Ersatz für die Gegebenheit bilden und die Objektivität samt dem identischen Prozeßcharakter gewährleisten. Der Ursprung bildet die Zentralachse, um die sich die Cohensche Philosophie bewegt, zu deren Verständnis eine eingehende Untersuchung dieses Begriffs vonnöten ist.

Um den Vollgehalt des Cohenschen Ursprungsgedankens zu verstehen, müssen wir den vierfachen Sinn dieses Prinzips herauschälen.

I. Der Ursprung als Lösung des Gegebenheitsproblems wird mit der Infinitesimalmethode identifiziert.

Der wissenschaftliche Idealismus setzt sowohl die Konstituierung des Denkens als auch des Seins voraus. Die Frage nach dem Ursprung des Prozesses erstreckt sich demnach auf die Denk- und Seinssphäre. Die neue Kategorie des Ursprungs soll eben dieses Problem des Denkens und des Seins lösen. Daher die immer wiederkehrende Betonung des Ursprungs, den Cohen in Verbindung mit der Kontinuität zum Denkgesetz erhoben hat. Jedes Denkelement muß aus seinem Ursprung deduziert werden. Das Aufgegebene wird erst dann zu einem Denkelement, wenn es auf seinen Ursprung zurückgeführt wird. Wir müssen immer in regressiver Unendlichkeit zurückschreiten und kraft der Kontinuität eine unendliche Reihe von Ursprung und Element herstellen. Den Ursprung dürfen wir nicht in einer transzendenten Gegebenheit suchen, sondern im Denken selbst. Das Denken beginnt mit sich selbst und vollzieht seine Grundlegung. Es ist ihm nichts gegeben, der Ursprung sowohl des Seins, als auch des Denkens, ist im Denken zu suchen. Ursprung aber bedeutet nicht Anfang, sonst geraten wir in Kollision mit dem Gesetz des *ex nihilo nihil fit*. Die Frage, wie das erste Element des Denkens gesetzt wird, drängt sich mit aller Wucht auf.

Es gibt keinen anderen Ausweg als den des Begriffes des unendlich Kleinen. Auf dem Wege des unendlich Kleinen entgeht der Denkprozeß dem Anfang, an dessen Stelle der Ursprung tritt. Der Denkprozeß ist eine unendliche Kette, in der die Denkelemente so verknüpft sind, daß sie auseinander deduzierbar sind. Gesetzmäßiges Denken heißt deduziertes Denken, folglich muß jedes Element auf

¹⁾ H. Cohen: „Logik“, S. 36.

seinen Ursprung zurückgeführt werden, aus dem es deduziert wird. Es gibt keinen Anfang, kein erstes Element. Das erste Element ist nicht gesetzmäßig, da es nicht aus seinem Ursprung deduziert ist; reines gesetzmäßiges Denken schließt jeden Anfang aus. Es ist nach rückwärts und vorwärts eine unendliche Reihe.

Das Denken erzeugt sich selbst durch Hypothesis, durch die Grundlegung. Es gibt keine Grundlagen, sondern Grundlegungen. Aber diese Grundlegungen sind nie die letzten, hinter denen das Denken stillstehen bleibt, sondern sie weisen methodisch auf eine Unendlichkeit hin. Die letzten Grundlagen verschieben sich fortwährend nach rückwärts. Diejenigen Elemente, die in den früheren Stadien des Erkenntnisprozesses als die schlechthin letzten, unbeweisbaren Voraussetzungen, die sich nicht weiter deduzieren lassen, gegolten haben, erweisen sich in den weiteren Phasen des Denkens als bereits abgeleitete Grundsätze, die auf allgemeinere, erweiterte Prinzipien zurückgehen. Auch bei den neuen Prinzipien bleibt der Erkenntnisprozeß nicht stillstehen, sondern schreitet kontinuierlich regressiv und sucht nach ursprünglicheren Daten, auf die sich die bisherigen „Fundamente“ stützen sollen. Die neuen metageometrischen Forschungen, der Fortgang von der mechanischen Weiterklärung zur elektro-dynamischen usw., illustrieren das unaufhörliche „Fortschreiten in axiomatischer Richtung und die kontinuierliche Erweiterung der Prinzipien“¹⁾. Dieser fließende Prozeß muß seine logische Fundierung und selbständige Methode haben, die die Richtung ins Unendliche bestimmt. Gleichviel, ob der jeweilige Stand der Wissenschaften dieses Denkgesetz befolgt oder nicht, muß die Logik daran festhalten, denn nur unter diesem Aspekt läßt sich die systematische Einheit der Erkenntnis begründen. Wir wollen als Beispiel die Auffassung über die euklidische Geometrie bevor noch die allgemeinere, nichteuklidische Geometrie entwickelt wurde, heranziehen. Die euklidischen Axiome galten damals als die letzten Endpunkte der geometrischen Wissenschaft, wo die mathematische Methode haltmacht. Die logische Legitimierung dieser „letzten“ Grundlagen kann entweder empirisch oder apriorisch erbracht werden. Der empirische Beweis stützt sich auf Daten im transzendent Gegebenen, die in diesen Hypothesen ihre adäquate Fassung finden. Die apriorische Verifizierung ist dagegen im Denken selbst, in seiner logischen Notwendigkeit und Einheit, wie schon oben hervorgehoben wurde, begründet.

¹⁾ Vgl. Natorp: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“, Leipzig-Berlin 1910, S. 15; Görland: „Prologik“, Berlin 1930, S. 15.

Um aber der apriorischen Notwendigkeit gerecht zu werden, behauptet die Cohensche Logik, müssen die „letzten“ Axiome auf allgemeinere Prinzipien zurückgeführt werden. Denn gültig sind nur diejenigen Erkenntnisse, deren Wurzeln sich ins Unendliche ausbreiten. Die „letzten Grundlegungen“ sind insofern gültig, als sie die Einheit des Denkens bedingen. Einheit des Denkens heißt aber Unendlichkeit desselben, und daher dürfen wir nicht von absolut letzten Elementen sprechen, sonst ist die Einheit des Denkens durchbrochen, und wir verstricken uns in die Antinomie, die in dem Begriff des ersten Elementes enthalten ist. Daher ist Cohen genötigt, den Ursprungsgedanken zu verkünden, der auf die unendliche Reihe der Deduktion hinweist. Diese Deduktion ist selbstverständlich, solange keine allgemeineren Elemente gegeben sind, keine mathematische, sondern eine rein logische, der die Aufgabe zugewiesen ist, die Einheit des Denkens zu begründen. Die Logik muß immer die methodische Unendlichkeit postulieren, die jeder Erkenntnis zugrunde liegt. Cohen erblickt in der Infinitesimalmethode, die für ihn nichts anderes bedeutet, als die Abhängigkeit des konkreten Denkens und Seins von dem unendlich Kleinen, die Grundform des Verfahrens, den man als regressus in infinitum bezeichnen kann. Keine Disziplin darf als nach rückwärts (und vorwärts) abgeschlossen gelten. Wenn man auch mathematisch über die euklidische Geometrie nicht hinausgehen konnte, so hat sich die Logik nie mit diesem „Abschluß“ zufrieden gegeben. Sie verlangt immer das unendliche Fortschreiten. Dieses Postulat kommt in der Infinitesimalmethode zum Ausdruck. Das Infinitesimalprinzip gilt nicht bloß für die Mathematik und Physik, sondern auch für das Denken an und für sich. Die Konstituierung des Denkens erfolgt auf dem unendlichen Wege. Die Infinitesimalmethode ist nach Cohen ursprünglich keine mathematische, sondern eine rein logische. Das Denken in seinem Fortentwickeln von einem Element zum zweiten legt einen unendlichen Weg zurück. Zwischen a und b liegt das unendlich Kleine, ebenso wie zwischen einer Zahl und der zweiten oder zwischen verschiedenen Bewegungselementen.

Um die kontinuierliche Entfaltung des Denkens zu sichern, prägt Cohen in Verbindung mit dem Ursprung das Kontinuitätsgesetz. Das letztere gewährleistet den kontinuierlichen Uebergang von einem Element zum anderen und schafft das sogenannte Denkkontinuum. Im Grunde genommen muß, um das Kontinuum zu setzen, der ganze Prozeß vorweggenommen werden, was eben die Leistung des Ursprungs ist. Der Ursprung setzt den ganzen Prozeß voraus und schafft den methodischen Charakter des Denkens. Er bedient sich dabei solcher Methoden und

Funktionen, die erst in der weiteren Entfaltung des Denkens konstituiert werden. Darin liegt kein Widerspruch. Das Wesen des Ursprungs besteht in der Antizipation der Richtung. Wenn auch die Antizipation ihren logischen Ausdruck in der Zeitkategorie findet, so ist sie doch die Basis des Denkkontinuums und als solche wird sie durch das Ursprungsprinzip festgelegt.

Es ist klar, daß Cohen mit dem Problem des Anfanges schwer gerungen hat, aber indem er den Anfang in eine unendliche Ferne hinaus-schob, ist er ihm schließlich aus dem Wege gegangen¹⁾. Die Postulate des wissenschaftlichen Idealismus sind in eine Antinomie verstrickt, und zwar setzt die Reinheit des Denkens den Anfang voraus, den die Gesetzmäßigkeit desselben, die auf Deduktion beruht, ausschließt. Um diese Antinomie zu überwinden, greift Cohen zum Unendlichkeitsbegriff, der sich als Mittel zur Antinomieauflösung in der Philosophie bewährt hat. Die Vereinigung z. B. der diskreten Substanzkategorie mit dem kontinuierlichen Raum wird mittels des Unendlichkeitsbegriffs vollzogen.

Diese Methode hat auch Cohen zur Ueberwindung der Antinomie, die seinem System anhaftet, eingeschlagen. Hier wie dort bezeugt sie nur die Ohnmacht des Erkennens, sich gegen die Schwierigkeiten, die sich aus den Antinomien ergeben, zu wehren.

H. Die zweite Fassung des Ursprungsbegriffs bezieht sich auf die Frage nach dem Grund der gesetzmäßigen Entfaltung des Denkens. Was treibt den Prozeß als solchen? Was bestimmt die Richtung der Erkenntnis? Die Antwort lautet: „die Urtat des Denkens ist die Frage“. Dem Denken steht das relative Nichts²⁾ gegenüber, das Problem X, das in der Frage seine Formulierung findet. In dem Augenblick, wo die Frage aufgeworfen wird, ist der Erkenntnisprozeß eröffnet. Dabei muß betont werden, daß man das relative Nichts keinesfalls als etwas Denkfremdes, Gegebenes auffassen darf³⁾. Denn damit wird der kritische Idealismus preisgegeben. Das Problem X geht der Frage nicht voran, sondern wird erst von derselben gesetzt. Es ist insofern Problem, als man danach fragt. Probleme bestehen für ein fragendes Denken. Die Frage schafft den Problemcharakter.

¹⁾ Daß mathematisch die Infinitesimalmethode keine ursprüngliche ist, ist von Mathematikern gegen Cohen eingewandt worden.

²⁾ Vgl. N. Hartmann: „Platos Logik des Seins“, Gießen 1909.

³⁾ Natorp bezeichnet zwar das Problem als das Anderssein des Denkens, aber das Anderssein besagt nur, daß es Problem, nicht dagegen, daß es dem Denken gegenüber fremd ist.

Man soll uns keinen Vorwurf machen, daß wir durch diese Deutung nicht vorwärtsgekommen sind. Man könnte ja wieder nach dem Ursprung der Frage fragen. Dem ist aber nicht so. Es handelt sich hier nicht um das Problem, warum das Denken überhaupt zur Entfaltung kommt, sondern darum, was das methodische Prius der Erkenntnis ist. Wovon geht methodisch die Erkenntnis aus? (Darauf gibt die Unendlichkeit keine Lösung, da nicht der Anfang, sondern der methodische Grund der Erkenntnis untersucht wird.) Dieses Rätsel wird durch die Urtat des Denkens — die Frage — gelöst. Erkenntnisse folgen auf Fragen, in denen das relative Nichts, d. h. das Problem seine Konstituierung findet. Auch die Frage muß dem Erkenntnisprozeß angeschlossen sein. Sie fragt nicht nach einem Denkfremden, sondern sie konstituiert den Problem-Gegenstand, der im Laufe des Erkenntnisprozesses in unendlicher Annäherung erkannt wird. Warum das Denken überhaupt fragt, geht die Logik nichts an¹⁾.

III. In seiner dritten Deutung wird der Ursprung zur Lösung des Objektivitätsproblems verwendet. Das Ursprungsprinzip in dieser Fassung wird der transzendentalen Methode nahegerückt.

Die transzendente Methode besteht nach den Marburgern darin, daß sie die Objektivität des Denkens in ihm selbst begründet, und zwar in seiner Einheit und Gesetzmäßigkeit als konstitutive Prinzipien der Erfahrung. Das formale Bewußtsein, das durch die transzendente Tätigkeit der Apperzeption oder Synthesis seine Einheit empfängt, ist nichts anderes als die Einheit des Denkens selbst. Unter dem Bewußtsein²⁾ versteht Kant kein Subjekt, kein Ich, sondern das Denken an und

¹⁾ Cohen: „Logik“, Berlin 1909, S. 70; Natorp: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“, S. 32, 42, 51, Berlin 1910; „Philosophische Prolegomena“, S. 25, wo Natorp zwischen zwei Bedeutungen des Begriffs des Gegenstandes unterscheidet. Erstens: den gesuchten, problematischen Gegenstand, der sich mit dem sinnlichen, als dem erst zu bestimmenden Gegenstand deckt; zweitens: den erkannten Gegenstand, d. h. die schon erreichte Bestimmung des Sinnlichen in Begriff und Urteil. Das Sinnliche bildet die Materie, die vom Denken in reine Form umgestaltet werden soll. Diese Umbildung aber ist eine unendliche Aufgabe, die nie erfüllt werden kann. Unter Materie darf man keineswegs etwas Gegebenes verstehen, denn nichts ist dem Denken gegeben. Materie bezeichnet lediglich das Problematische, Bestimmbare, das vom Denken selbst als Problem gesetzt ist. Die logische Komponente der Empfindung ist in den spontanen Prozeß eingegliedert. (Im Kapitel über die Wirklichkeit werden wir auf die Stellung der Empfindung im kritischen Idealismus genauer eingehen.)

²⁾ Vgl. W. Kinkel: „Hermann Cohen“, S. 113 ff.

für sich in seiner Einheit. Die transzendente Apperzeption ist nur das Prinzip, der Obersatz der Synthesis, das, was Cohen Ursprung nennt¹⁾. Der Ursprung besagt zweierlei:

1. Die gesetzmäßige Entfaltung des Denkens seiner strengen gesetzmäßigen Deduktion gemäß.

2. Die gegenseitige Bedingtheit der Methoden oder der Kategorien. Die verschiedenen Elemente des Denkens sind keine zufälligen Erkenntnisse, die das Denken hervorbringt, sondern Glieder in dem strengen Prozeß des Denkens. Sie bedingen sich gegenseitig, das einzelne bedingt die Gesamtheit und die letztere das einzelne. Es besteht eine gewisse organische Bedingtheit von Glied und System. Fällt ein Element weg, so ist das Gesamtsystem des reinen Denkens erschüttert²⁾.

Cohen hat sich mit der transzendentalen Methode nicht zufrieden gegeben. Denn dieselbe stellt nur das *quid facti* fest, daß die Objektivität der Erkenntnis auf deren Einheit beruht. Sie läßt aber die Frage nach dem *quid juris* offen. Auf die Frage, was konstituiert diese Einheit und Gesetzmäßigkeit, ist Kant nicht ausführlich eingegangen. Zwar hat er das formale Bewußtsein als den Grund aller Erkenntnis bezeichnet, aber Cohen weicht noch einstweilen diesem Ausdruck, der irreführen könnte, aus und prägt ein neues Prinzip, nämlich das des Ursprungs, das nichts anderes als eine Ergänzung zur transzendentalen Methode Kants ist. Der Ursprung soll die letztere erklären und rechtfertigen. Die prägnante Fassung dieses Prinzips würde folgendermaßen lauten: Das Denken ist deshalb einheitlich und gesetzmäßig, weil es aus einem Ursprung, aus einer gemeinsamen Wurzel, abgeleitet ist. Die Denkelemente müssen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden, „denn der Ursprung ist nicht nur der notwendige Anfang des Denkens, sondern in allem Fortgang muß er sich als das treibende Prinzip bestätigen. Alle ersten Erkenntnisse müssen Abwandlungen des Prinzips des Ursprungs sein³⁾.“ Dieser Satz bringt die Rolle und Mission des Prinzips des Ursprungs als des einheitsbedingenden Faktors zum Ausdruck.

¹⁾ Siehe Natorp: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“, wo er den Cohenschen Ursprung mit der Kantschen Synthesis gleichsetzte.

²⁾ Die Deduktion verlangt die Kontinuität. Das Gesetz der Kontinuität vermag die Einheit und Gesetzmäßigkeit des Denkens zu konstituieren. Element B ist nicht direkt aus A deduziert; das wäre eine Lücke in der Einheit, sondern ist kontinuierlich auf einem unendlichen Wege abgeleitet. Vgl. „Logik“, S. 91 f.

³⁾ „Logik“, S. 36.

IV. Die vierte Schicht des Ursprungsbegriffes liegt viel tiefer als die ersten beiden, und sie wird uns Aufschlüsse über den allgemeinen Charakter des reinen Denkens bei Cohen geben. Sie bezieht sich auf das Identitätsproblem. Die Einheit des Denkens, die hauptsächlich in der Gesetzmäßigkeit und Bedingtheit der Methoden zum Ausdruck kommt, bedarf noch einer Ergänzung, und zwar der Identität, für die Cohen eine neue Urteilsart, die der des Ursprungs parallel liegt, in Anspruch nimmt. Es muß von vornherein betont werden, daß hier die Identität nicht im zeitlichen Sinne gemeint ist. Zeit kommt überhaupt nicht in Frage, da wir uns noch in der Sphäre der Urteile der Denkgesetze befinden, bevor die Zeit zur Erzeugung gelangt ist. Unter Identität ist die zeitlose Identität des Denkens mit sich selbst gemeint. Aber hier erhebt sich eine neue Frage: Was behauptet eigentlich die Identität? Ist sie nicht wieder die Einheit des Denkens, die schon legitimiert worden ist? „Die Kontinuität verbürgt den Zusammenhang des Elements mit einem Ursprung. Die Identität dagegen den Zusammenhalt des Elements in sich selbst; trotz der Verschiedenheit, trotz der Mehrheit seiner Erscheinungen in Vorstellungen des Bewußtseins¹⁾. Die Einheit bezieht sich auf das Denken, als auf einen Prozeß, die Identität dagegen auf das Denkelement an und für sich, und ihre Haupttendenz ist darauf gerichtet das Denken trotz der Mehrheit der Bewußtseinsvorgänge in seiner Einheit zu sichern. Trotz der Mannigfaltigkeit der Bewußtseinsvorgänge, in denen das Denken sich vollzieht, trotz der Vielheit der Individuen und der Vorgänge, an die es gebunden ist, ist das Denken identisch. Durch diese Identität wird dem Denken ein etwaiger psychologischer Charakter abgesprochen. Es wird aus der psychischen Sphäre herausgehoben und in eine eigene Region verlegt. Identität schließt Vorgang aus, da der Denkvorgang, als psychische Tatsache, nie identisch sein kann. „Die Veränderungen, denen die Vorstellung unterliegen mag, tangieren das Urteil nicht. Die Werte, die dem Urteil entspringen, sind unveränderlich; sie werden von dem Wechsel der Vorstellung nicht berührt . . . Freilich bedeutet Identität Tautologie: nämlich dadurch, daß durch dasselbe das Denken zum Logos wird²⁾.“

Im Grunde genommen ist eine solche Erklärung der Identität unzureichend. Denn die Logik kennt vorläufig weder den Begriff Vorgang noch psychische Tatsachen. Diese sind Elemente, die das Bewußtsein auf höheren Stufen zu konstituieren hat. Das Faktum, daß das Denken

¹⁾ Siehe „Logik“, S. 103.

²⁾ Siehe „Logik“, S. 95.

an einen psychologischen Vorgang gebunden ist, kann in der Sphäre der Denkgesetze, wo alles Sein noch nicht gesetzt und erzeugt ist, nicht behandelt werden, und eine vorzeitige Sicherung in der Klasse der Denkgesetze gegenüber einer Mehrheit von psychologischen Vorgängen ist nicht an der geeigneten Stelle. Die Tatsache des psychologischen Vorgangs taucht erst in einem späteren Stadium auf, in dem die seelische Realität bereits konstituiert ist. Wäre die psychologische Gefahr der alleinige Grund für die Bildung des Urteils der Identität, so hätten wir kein Recht, ein solches Urteil in der Denksphäre unterzubringen. Die Identität muß aus dem reinen Denken heraus, ohne jegliche Bezugnahme auf die den Vollzug des Denkens in den Individuen begleitenden psychischen Vorgänge begriffen und erfaßt werden. Die Haupttendenz des Urteils der Identität ist, wie sich demnächst ergeben wird, auf den Prozeßcharakter des Denkens gerichtet. Trotz der oben angeführten Erklärung, durch die Cohen das Urteil der Identität zu begründen versucht, war sich Cohen der Unzulänglichkeit derselben bewußt, und der Gedankengang der Logik ist durchaus von der rein logischen Begründung der Identität geleitet.

Die Fassung und Bestimmung des Identitätsbegriffes wird uns einen Einblick in das innerste Wesen des reinen Denkens, in den sogenannten „Logos“, der an dieser Stelle bei Cohen auftaucht, gewähren. Es wäre vielleicht wertvoll, die Identität des Denkens durch ein komparatives Verfahren, und zwar im Vergleich mit der Identität der Persönlichkeit zu untersuchen. Dies soll aber nicht heißen, daß mit der Zuhilfenahme psychologischer Methoden ein logischer Begriff legitimiert wird. Es handelt sich lediglich um eine deskriptive Analyse, die das Wesen der Identität festzulegen hat. Die Bezugnahme auf die Identität der Person wird diese Aufgabe erleichtern. Was die Deskription anbetrifft, so ist der Identitätsbegriff in der logischen wie in der psychologischen Sphäre der gleiche.

Die Identität kann sowohl materialer als auch formaler Natur sein. Im ersten Falle muß ein beharrlicher Inhalt vorausgesetzt werden, auf den die Identität Anwendung findet. Sie schließt jeden Wandel und Wechsel aus. Bei der formalen Identität dagegen wird nicht ein beharrlicher Inhalt, sondern eine beharrliche Form postuliert. Im Wechsel des Inhalts wird ein beständiger Faktor festgehalten, dem wir die Identität zusprechen. Dies ist auch der Fall, wenn wir die Identität der Persönlichkeit ins Auge fassen. Die letztere beruht auf der Bewußtheit, auf dem „Ich denke“, das alle unsere Bewußtseinsvorgänge und Bewußtseinszustände begleitet. Es mag sein, daß die Bewußtheit

kein Denken oder Urteilen ist¹⁾; immerhin bleibt sie eine gewisse Bewußtseinsart, die den Vorgängen innewohnt und die die letzteren auf ein identisches Ich bezieht. Worin besteht aber die Identität des reinen Denkens bei Cohen, wenn es auf kein Subjekt bezogen wird? Einerseits ist das Denken Tätigkeit, Funktion, und andererseits wird die Forderung der Identität aufgestellt. Ist nicht der Prozeßcharakter des Denkens ein Widerspruch zur Identität? Das ewige Fließen, Vorwärtstreiben schließt in Bezug auf den Inhalt doch jegliche Identität aus. Der Aufgabebegriff kennzeichnet nicht nur den Gesamtprozeß, sondern auch jedes Element, das in einem ewigen Fließen begriffen ist. Was soll die Identität in einem solchen Strom bedeuten? Wenn wir die Identität des Denkens sichern wollen, so müssen wir auf die Identität des Inhalts verzichten und uns mit einer bloß formalen Identität zufriedengeben, um derentwillen wir einen beharrlichen Hintergrund, einen konstanten Faktor, der in diesem unendlichen Prozeß identisch bleibt und auf den das unendliche Denken bezogen wird, aufsuchen. Was ist dieser beharrliche, identische Rahmen, innerhalb dessen sich der gesamte Denkprozeß abspielt? Kein Subjekt, keine Person, sondern ein beständiges Prinzip oder vielmehr eine methodische Funktion, die dem Prozeßcharakter nicht unterworfen ist. Und dieses Prinzip ist kein anderes als das Ursprungsprinzip²⁾. Nicht umsonst ist Cohen geneigt, den Ursprung absolut zu nennen, und er proklamiert die Logik als die Lehre des Ursprungs.“ Alle reinen Erkenntnisse müssen Abwandlungen des Prinzips des Ursprungs sein. „Andernfalls hätten sie keinen selbständigen wie keinen reinen Wert. Die Logik des Ursprungs muß sich daher in ihrem ganzen Aufbau als solche vollziehen. In allen reinen Erkenntnissen, die sie als Prinzipien beglaubigt, muß das Prinzip des Ursprungs durchwalten. So wird die Logik des Ursprungs zur Logik der reinen Erkenntnis . . . Denn sie bedeutet uns die Logik des Ursprungs. Und den Ursprung fordern wir in allen reinen Erkenntnissen. Das Denken ist das Denken des Ursprungs. Dadurch ist das Denken das Denken der Erkenntnis³⁾.“

¹⁾ Siehe Maier: „Wahrheit und Wirklichkeit“, S. 175.

²⁾ Vgl. Natorp: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“, S. 21, wo es u. a. heißt: „Der Grund der Verschiedenheit, der Differenzierung, des Gegeneinander, das zugleich Füreinander ist, muß in dem zugrunde liegenden Einen, Selbigen erkannt werden . . . durch Ursprungseinheit . . .“ Damit kommt er in der Fassung des fundamentalen Prinzips dem Begriff ganz nahe, für den H. Cohen den Ausdruck des Ursprungs geprägt hat.

³⁾ H. Cohen: „Logik“, S. 36 und 37.

Das Prinzip des Ursprungs in dieser Fassung besagt, daß das Denken auf ein methodisches Prinzip zurückgeführt werden muß, das für dasselbe einen identischen Bestand bildet. Das Prinzip ist gewissermaßen der einheitlich- und identische Träger des Gesamtprozesses, der beständige Faktor und die beharrliche Schicht des Denkens. Selbstverständlich ist dieser Träger ein formaler, ein Schema, das die Ausfüllung von dem Prozeß empfängt; aber die Identität gewährt eben dieses schematische Prinzip.

Das Analogon zur Identität der Persönlichkeit liegt ganz nahe. Auch die letztere beruht auf einem formalen Prinzip, und zwar auf der Bewußtheit, die als Träger, als das Ich-Subjekt des Bewußtseinsstromes aufzufassen ist. Daß damit die Identität oder die Beharrlichkeit relativiert wird, ist selbstverständlich. Das formale Prinzip, das eine Fülle von inhaltlichen Gestaltungen und Ausfüllungen empfängt, verliert seine absolute Identität. Cohen sträubt sich dagegen, er glaubt durch das absolut formale Prinzip des Ursprungs die absolute Identität zu sichern. Dem ist aber nicht so¹⁾; dafür liefert die Identität unseres Ich-Subjekts das beste Beispiel. Wenn wir die Reflexion auf unser eigenes Ich-Subjekt richten, stoßen wir auf eine gewisse Antinomie, die nur aus der Relativität unserer Identität erklärbar ist. Einerseits stellen wir unsere Identität fest, d. h. wir sind uns eines identischen Ichs, das in dem Wechsel des Bewußtseinsstromes beharrlich fort dauert, bewußt. Das Bewußtsein meines identischen Ich ist mir unmittelbar gegeben. Andererseits aber erscheint uns häufig die eigene Person der verflossenen Zeit als ein fremdes, mit uns nicht identisches Subjekt. Verschiedene Zeitabschnitte unserer Existenz muten uns oft fremdartig an. Der Grund dieser Antinomie liegt in dem formalen Charakter der Bewußtheit, die als das Prinzip der Identität gilt. Die Konsciienz ist ein leeres Schema, innerhalb dessen der Bewußtseinsstrom fließt. Die Identität besteht bloß in dem Bezogensein der Fülle des Inhaltes auf einen identischen Träger. Dieses formale Ich ist jedoch von der inhaltlichen

¹⁾ Man könnte vielleicht dagegen einwenden: identisch ist nicht der Gesamtprozeß, sondern jede Denksetzung an und für sich. Dieser Einwand, der die absolute Identität sichern will, leistet nicht das, was er leisten soll. 1. Woher soll die Identität der einzelnen Kategorien herrühren, wenn nicht vom Denkprozeß? Die Identität der Kategorien ist im Denken verankert. Der Denkprozeß verleiht den einzelnen Setzungen Einheit und Identität. 2. Selbst die Kategorien sind nicht konstant, sondern in ewigem Fließen begriffen.

Komponente untrennbar¹⁾). Dies wurde bereits von Kant²⁾ festgestellt. Der beharrliche Träger ist ein implizites Moment des Bewußtseinsinhaltes. Die Explizierung desselben ist nur auf dem Abstraktionsweg möglich.

Der formale Charakter der Identität hat die Relativierung desselben zur Folge. Um die Identität festzustellen, müssen wir eine Abstraktion vornehmen, die auf die Explizierung des formalen identischen Ich gerichtet ist. Wenn wir uns dagegen dem Bewußtseinsinhalt zuwenden, tritt die Identität zurück.

Ähnlich verhält es sich mit der Identität des reinen Denkens. Das Denken ist ein Prozeß, ein ewiges Werden. Es ist insofern identisch, als es auf ein gemeinsames Prinzip zurückgeht. Der Gesamtprozeß ist die Abwandlung des Ursprungs. Dieser Ursprung ist ein formales Prinzip. Der Prozeß, das Fließen ist nicht identisch, jede Stufe bedeutet ein neues Element, das in diesen Prozeß eingereiht wird. Die Identität besteht lediglich in dem beharrlichen Prinzip, das den Prozeß leitet. Inhaltlich gestaltet sich dieses Prinzip auf mannigfache Weise. Die inhaltliche Bestimmung ist von der jeweiligen Stufe des Prozesses abhängig. Jede Phase füllt das leere Schema mit anderem Gehalt aus. Und nur durch das Medium des Gehaltes ist das Ursprungsprinzip faßbar. Cohen ist zwar geneigt, das Prinzip auch inhaltlich zu absolutieren, indem er die Infinitesimalmethode als die Methode aller Methoden auszeichnet. Ein solcher Versuch aber steht im Widerspruch zum Postulat der Cohenschen Philosophie, daß die Einheit des Denkens in dem Prozeßcharakter desselben fundiert ist. Die Infinitesimalmethode, ebenso wie die Gesamterkenntnis ist dem Prozeß unterworfen. Danach ist die Identität des Denkens eine relative, die nur in dem Bezogensein des letzteren auf den formalen Faktor des Ursprungs begründet ist. Eine solche Fundierung enthält keine absolute Identität.

Die dritte Fassung des Ursprungsbegriffs wirft ein neues Licht auf das reine Denken. Es hat einen beharrlichen Faktor. Auf den ersten Blick scheint es, als ob sich Cohen zu einem erkenntnistheoretischen Subjekt bekennen müßte, da der Gedanke nahe liegt, den beharrlichen Träger des Erkenntnisprozesses im Sinne eines erkenntnistheoretischen Subjekts zu fassen. Zwar würde dieses Subjekt keine psychologische Realität sein, immerhin müßte ihm der Subjektcharakter zuerkannt werden. Demgemäß würde auch eine Bewußtheit konstituiert

¹⁾ Natorp: „Die Sozialpädagogik“; „Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode“, S. 27 f.

²⁾ Kant: „Kritik der reinen Vernunft“, S. 296, 1. Ausgabe.

werden, die, der persönlichen Identität analog, den Prozeß auf den beharrlichen Faktor beziehen würde. Bei tieferem Einblick in den Cohenschen Gedankengang fallen die Einwände von selbst weg. 1. Das Verhältnis zwischen dem konstanten Prinzip und dem fließenden, wechselnden Inhaltsstrom ist total verschieden von dem, das zwischen der formalen Bewußtheit und deren Inhalten besteht. Während man in abstracto das Bewußtsein und dessen Inhalt auseinanderhalten kann, ist es unmöglich, den Denkprozeß zu spalten. Wir stellen uns das „Ich denke“ als Rahmen vor, innerhalb dessen der Wandel und Wechsel der fließenden Inhalte stattfindet. Wir zerlegen das Bewußtsein in Form und Inhalt. Die Form wird als das Gemeinsame in allen Inhalten betrachtet, das herausgehoben und als Allgemeinbegriff gesetzt wird. Betrachtet man die Beziehung der einzelnen Erkenntnisse zum konstanten, invariablen Prinzip, so ergibt sich uns ein ganz anderes Bild. Der beharrliche Faktor läßt sich nicht einmal auf dem Abstraktionswege herauschälen. Dieses konstante methodische Prinzip ist eben der Prozeß selbst. Die Wandlungen und Umbildungen der einzelnen Denkphasen stellen nur die Manifestationen und Erscheinungsweisen des identischen Prinzips dar. Man kann den Prozeß nicht in Inhalt und Form auseinanderlegen. Wir haben hier eine ursprüngliche Einheit, die sich in keine Elemente zerlegt. Das Methodische hebt sich vom Inhalt nicht ab. Sie durchdringen einander und sind miteinander identisch. Das Konstante ist ebensowenig Form, wie die Variablen Inhalte sind, denn die Scheidung in Inhalt und Form ist nach dem kritischen Idealismus ausgeschlossen. Zwar haben wir von der formalen Identität des Denkens gesprochen, aber damit wollten wir nicht die Trennung zwischen Inhalt und Form hervorheben, sondern bloß betonen, daß der identische Charakter des Denkens nicht dem Erkenntnisstrom als solchem, sondern einem beharrlichen, konstanten Prinzip zukommt. Dieses Prinzip läßt sich aber kaum aus dem Fluß des Prozesses herausheben. 2. Schon deswegen kann keine Rede von einem Subjekt sein, weil das reine Denken ausschließlich nach der Seite des Gegenstandes hin tendiert. Es nimmt keinen Bezug auf sich selbst.

Natorp, der in der Gliederung des Kategoriensystems in anderer Weise vorgegangen ist, verwarf die Ursprungskategorie aus zweifachem Grund. 1. Wir können höchstens nach dem Ursprung fragen, nie aber den Ursprung entdecken. Denn es trennt uns von ihm eine unendliche Distanz. 2. Die Ursprungskategorie setzt den ganzen Aufbau und den methodischen, einheitlichen Charakter der Logik voraus und daher kann der Ursprung nicht als eine der vielen Kategorien an die Spitze der

Logik gestellt werden. Die methodische Einheit des Denkens kann nicht durch eine einzelne Kategorie des Denkens begründet werden. Sie bedarf dazu der Gesamtleistung aller Kategorien. Der Ursprung ist keine Kategorie, sondern der allumfassende Zusammenhang, in dem der allgemeine Charakter des Denkens zum Ausdruck kommt.

Diese Differenz zwischen Cohen und Natorp über das Ursprungsprinzip ist durch ihre verschiedenartige Auffassung über die Struktur der Logik bedingt. Es gibt zwei Wege, auf denen man die Einheit des Denkens, dessen Prinzipien und Gesetze ergründen kann. Entweder geht man von den mannigfaltigen wissenschaftlichen Gegenständen (die sich zu einem Gegenstand zusammenschließen) aus und man bewegt sich in der Richtung nach dem Zentrum hin, d. h. man gelangt von der Peripherie zur Einheit des Denkens, oder man setzt beim Denken ein und verfolgt seine Entfaltung und Konstituierung. Und indem wir die Abwicklung des Denkprozesses überblicken, erfassen wir den einheitlichen Charakter desselben. Während die erste Methode (die rekonstruktiv verfährt) den Denkprozeß unter dem Gesichtspunkt von Peripherie und Zentrum betrachtet (die Peripherie umfaßt die mannigfachsten wissenschaftlichen Richtungen, die im Zentrum konvergieren¹⁾), stellt die zweite, die vom Denken zum Gegenstand gelangt, den Denkprozeß als eine mathematische Reihe dar. Bezeichnet man aber den Prozeß als Reihe, so ist der Begriff der Antizipation miteinbegriffen. Die Eröffnung einer Reihe bedeutet zugleich einen „vorgreifenden Bezug auf das, was daraus fließen oder entspringen soll“. Mit der ersten ideellen Setzung wird die unendliche Reihe antizipiert. Somit ist die Cohensche Ursprungskategorie vollständig gerechtfertigt. Wir kommen nicht zum Ursprung, sondern gehen von ihm aus. Daß der Weg unendlich ist, tut der Sache keinen Abbruch. Das Durchlaufen des unendlichen Weges ist das Wunder, das die Infinitesimalmethode vollbringt. Wenn wir auf sie verzichten wollten, wäre die Kontinuität des Denkens abgebrochen. Nicht nur der Ursprung liegt in der Unendlichkeit, sondern alle Phasen des Denkens sind voneinander durch Unendlichkeit getrennt. Um das Denken als Reihe zu setzen, muß zunächst der einheitliche Charakter des Denkprozesses vorweggenommen werden. Das ist die Leistung des Ursprungs. Er nimmt nicht „vorgreifenden Bezug“, sondern konstituiert eine unendliche Reihe, die den Charakter des Denkens darstellt.

¹⁾ Natorp spricht gelegentlich von einer Kugel (das Beispiel rührt von Spencer her). Das Bild spielt hier aber keine Rolle. Es soll lediglich das Verhältnis zwischen Peripherie und Zentrum fixiert werden.

Hält man dagegen an dem Bild von Peripherie und Zentrum fest, so findet der Begriff der Antizipation, der in der mathematischen Reihe fundiert ist, keine Anwendung. Erst durch die Vereinigung der unendlich vielen Punkte mit dem Mittelpunkt können wir die Einheit des Denkens restlos sicherstellen. Das ist aber eine unendliche Aufgabe.

Unter diesem Gesichtspunkt wird uns erst der Begriff der Antizipation klar, der bei Natorp und Cohen verschieden gefaßt wird. Cohen läßt die Antizipation in der Zeitkategorie, Natorp in der Frage wurzeln. Bedenkt man, daß die Zeit nach Cohen die Grundform der Reihe ist, so ist das Verhältnis zwischen Zeit und Antizipation eindeutig. Dagegen wird bei Natorp die Richtung der Erkenntnis nicht durch die Tat der Reihenbildung, sondern durch die der Problemstellung bestimmt. Antizipiert wird hauptsächlich der Problemgegenstand. Das Problem zeigt die Richtung an, in der sich das Denken bewegt. Daher erblickt Natorp den Ursprung nicht in der objektivierenden, ursprünglichen Setzung des Denkens, sondern im Problem, in der Frage. Während nach Cohen der Ursprung als Denkgesetz betrachtet wird, das nicht im Problem, sondern im Denkkontinuum fundiert ist, läßt Natorp die Antizipation durch das Auftauchen des Problems X entstehen, und als solches ist das Problem Ursprung des Denkprozesses. Obzwar das Problem nicht das erste Glied des Systems ist, sondern ihm vorausgeht, gibt es doch dem Denkprozeß die Richtung an, und deshalb antizipiert es den methodischen Zusammenhang. Cohen will den Ursprung des Prozesses als objektivierende Denksetzung, Natorp als Problemstellung sehen¹⁾.

Gehen wir von diesen Erwägungen aus, so können wir uns ein Bild über das reine Denken machen. Der Cohensche Idealismus geht nicht vom Bewußtsein aus. Bewußtsein ist — ebenso wie der Gegenstand — „Erzeugnis“ des Denkens. Er stützt sich auch nicht auf die Gegenüberstellung von Objekt und Subjekt, wie es bei Rickert geschieht, der seine Seinstheorie auf diesem Gegensatz konstruiert hat. Der Ausgangspunkt für den Cohenschen Idealismus ist die mathematisch-naturwissenschaftliche Reflexion. Cohen verband die physikalisch-realistische These mit der der Rationalisten, was eine idealistische Naturdeutung zeitigte. Die Tatsache des reinen Charakters des mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkens bildete den Ausgangspunkt für die Idealisierung des Denkens. Dem reinen Denken wird jegliche psychische Realität, etwaiger Subjektcharakter entzogen. Es ist reine Aktualität¹⁾.

¹⁾ „Die log. Grundl. d. exakt. Wiss.“, S. 23 ff., S. 32.

Dabei ist die Bezeichnung „rein“ im vierfachen Sinne zu verstehen.

1. Das Denken ist in seinen Erkenntnismethoden selbständig.
2. Es ist von jedem psychischen Einschlag frei.
3. Es ist apriorischer Natur. — Es muß aber betont werden, daß unter apriorischem Denken nicht die von der Empirie unabhängige, von einem höheren Bewußtsein gegebenen Erkenntniselemente, sondern der vom Denken selbst gesetzte, in unendlicher Entfaltung dahinfließende Erkenntnisprozeß gemeint ist.
4. Das Denken hat einen subjektlosen Charakter. Das Denken kann man nicht einmal mit einem erkenntnistheoretischen Subjekt gleichsetzen¹⁾. Das Beziehen einer Tätigkeit auf ein Subjekt geht auf sachkategoriale Relationen zurück, die die Korrelation von Substanz und Inhärenz herstellen. Das Denken, das solche Beziehungen erzeugt, ist an sie nicht gebunden. Es ist reine Tätigkeit, die auf sich selbst bezogen ist. Zwar sind dem Prozeß zwei Merkmale eigen, die das Ich-Subjekt charakterisieren: die Kontinuität und die Identität; immerhin wird der Begriff Subjekt, sogar im erkenntnistheoretischen Sinn, von Cohen verworfen. Der beharrliche Hintergrund des Prozesses, der Ursprung, ist bloß als eine beständige Funktion zu fassen. Logos ist Tätigkeit, Erkenntnisakt. Die Frage nach dem urteilenden Subjekt ist lediglich psychologischer Natur. Die Logik kennt dieses Problem nicht. Das Urteil ist eine Funktion, die logisch sich auf nichts zurückführen läßt. Urteilen setzt kein urteilendes Subjekt voraus.

¹⁾ Daß zwischen der Marburger Schule und Hegel Berührungspunkte bestehen, ist vielfach hervorgehoben worden. (Natorp: „Kant und die Marburger Schule“, S. 210 ff., Kantstudien, 1912; dagegen ist das Verhältnis zwischen Fichte und Cohen fast ganz übersehen worden. Natorp berührt es flüchtig. Es ist nicht unsere Aufgabe, darauf einzugehen, denn die Herausarbeitung der Fichteschen Einflüsse auf Cohen — hauptsächlich in denjenigen Punkten, wo der letztere Kant korrigiert hat — würde eine längere Untersuchung beanspruchen. (Sie wird sich auch auf die Philosophie von S. Maimon erstrecken müssen, der das Cohensche System beeinflusst hat.) Wir wollen nur nebenbei, ganz fragmentarisch, das Gemeinsame und Gegensätzliche bei Fichte und Cohen andeuten. Berührungspunkte:

1. Das Eliminieren des Dinges an sich.
2. Vereinheitlichung von Stoff und Form oder die Ausschaltung des Apriori, mithin das Ausscheiden der sinnlichen Anschauung.
3. Die strenge gesetzmäßige Deduktion der gesamten Erkenntnis aus einem obersten Prinzip.
4. Sowohl das Ich bei Fichte als auch das reine Denken bei Cohen sind funktionell gefaßt.

Das Bewußtsein.

Das reine Denken allein erschöpft nicht das Problem in seinem ganzen Umfange. Die Logik wendet sich auch dem Bewußtsein zu, das in Verbindung mit dem Denken das Hauptprinzip der Seinskonstituierung darstellt. Das kritische¹⁾ Denken erzeugt in seinem ersten Urteil, das ein Urteil der Möglichkeit ist, das Bewußtsein.

Merkwürdigerweise ist der Begriff des Bewußtseins in die kritische Region verlegt. Das Denken bildet keine Kategorie, es ist ein erstes

Gegensätze:

1. Dem allgemeinen Ich kommt nach Fichte absolute Wirklichkeit zu.
2. Das allgemeine Ich wird als Ich-Subjekt, als Selbstbewußtsein aufgefaßt.
3. Die Konstituierung des Ich ist ein methodisch Früheres als die des Nicht-Ich.
4. Nach Fichte ist der treibende Faktor des Prozesses das sittliche Motiv. Diesem gegenüber faßt Cohen das reine Denken folgendermaßen:

1. Das reine Denken ist wirklichkeitsfrei.

2. Es ist kein Subjekt, kein Ich.

3. Seine Konstituierung ist der des Seins parallel.

4. Der Prozeß wickelt sich unter dem Leitmotiv der Seinskonstituierung ab.

Es gibt bloß einen einzigen Prozeß, der nach zwei Seiten gerichtet ist, nach innen, als die Konstituierung des Denkens, nach außen, als die des Gegenstandes. Während nach Fichte der Akzent auf das Ich gelegt wird (das Nicht-Ich wird bloß zum Zwecke der sittlichen Betätigung des Ichs konstituiert), liegt es bei Cohen gerade umgekehrt; das Denken entfaltet sich um des Gegenstandes willen. Die Frage, die dem Denkprozeß vorangeht, setzt den Problemgegenstand, den das Denken zu entwickeln hat. Darin eben besteht die Bedeutung der Frage als Ursprungsprinzip des Denkens. (Vgl. Gordon: „Der Ich-Begriff bei Cohen, Hegel und der süddeutschen Schule“. Die Schrift ist mir erst nach dem Abschluß meiner Arbeit bekanntgeworden. Nachträglich konnte ich in einigen Punkten im Resultat, wenn auch nicht in der Begründung Uebereinstimmung finden.) Die Interpretation von Heinrich Rickert und Emil Lask, daß das allgemeine Ich wirklichkeitsfrei besteht, entspricht nicht der Bezeichnung, die Fichte für das allgemeine Ich gebraucht hat als das Ich an sich (im Sinne der absoluten Existenz). „1. Einleitung in die Wissenschaftslehre“, S. 427. Vgl. auch 2. Einleitung, 1797, S. 494. Ferner S. 78—79. Fichte unterscheidet zwischen realem und idealem Sein. Dem Ich kommt bloß ideales Sein zu. Aber darunter versteht Fichte nicht ein wirklichkeitsfreies Gelten, sondern das Sein der reinen Aktualität. Das ideale Sein schließt lediglich das „Beharrliche in der Zeit und Bestehendes im Raume“ aus, d. h. das Ich an sich ist kein Ding an sich. (Fichtes Werke, 3. Band, Leipzig.)

¹⁾ Nach Cohen ist der Prozeß des Denkens in eine naive und kritische Phase gegliedert. Das kritische Denken erzeugt drei Urteile: 1. das der Möglichkeit, 2. das der Wirklichkeit, 3. das der Notwendigkeit, s. „Logik“, S. 78, 405 f.

und letztes Postulat, das Bewußtsein dagegen ist eine kritische Kategorie. Was bedeutet das? Die Kategorie des Bewußtseins besagt, daß das Denken sich selbst gegenüberzustellen vermag, um kritische Urteile zu fällen. Das Bewußtsein ist diejenige Gesetzmäßigkeit des Denkens, die dasselbe kritisch wendet und die Empfindung berücksichtigt. Die Kritik und die Verifizierung des reinen Denkens, sowohl nach der Empfindungs- als auch nach der Innenseite, sind dem Bewußtsein zugewiesen. Das Bewußtsein soll empirisch und logisch das reine Denken legitimieren.

Die Trennung des Denkens vom Bewußtsein geht abermals auf die Kantsche Philosophie zurück. Kant unterscheidet zwischen der Synthesis, d. h. der Einheit des apriorischen Denkens und dem formalen Bewußtsein, das die objektive Gültigkeit der Kategorien legitimiert. An das formale Bewußtsein knüpft Cohen das reine Bewußtsein an. In seinem Werk „Kants Theorie der Erfahrung“ versucht er das formale Ich im Sinne eines bloßen logischen Prinzips zu deuten¹⁾. Wir sehen von dieser historischen Interpretation ab und wenden uns ausschließlich der systematischen Frage zu. Weshalb hat Kant den Begriff des Bewußtseins zum Nachweis der objektiven Gültigkeit der Kategorien herangezogen? Er hätte doch diese Gültigkeit in der Einheit des Denkens selbst begründen können. Die Antwort darauf liegt sehr nahe. Kant kennt keine selbständige logische Einheit des reinen Denkens, sondern eine Einheit des Bewußtseins, des Ich. Das Denken ist insofern einheitlich, als es eine Bewußtseinsart ist. Die Erkenntnis an sich kann keine Einheit beanspruchen, sie schöpft ihre Einheit aus dem Bewußtsein. Die Synthesis muß an das formale Bewußtsein appellieren. Die Einheit des Denkens ist für Kant eine Einheit des Subjekts, das als Träger dieses Denkens angesehen wird. Daß dadurch das formale Bewußtsein in eine Subjektsphäre verlegt wird, ergibt sich von selbst. Freilich ist es unverkennbar, über das Was können wir keine Aufschlüsse bekommen, immerhin steht das Daß fest. Indem wir auf das empirische Bewußtsein reflektieren, stellen wir das formale Ich fest. Die theoretische Philosophie ist nicht imstande, dieses Ich zu erkennen, die praktische dagegen deutet es als intellegibles Ich und untersucht es von einem normativen Standpunkt aus. Aber insofern dem Denken Einheit zukommt, ist sie keine logisch-gegenständliche Einheit, sondern Bewußtseinseinheit. Nicht die Einheit der Erfahrung, noch die des Erkennens, sondern die des Bewußtseins bietet die Gewähr für die objektive Gültigkeit der Kategorien.

¹⁾ So deuten auch die übrigen Marburger, vgl. Görland: „Kant und Aristoteles“, S. 254.

Vergessen wir indessen nicht, daß in bezug auf die Erscheinungswirklichkeit Kant eine idealistische Seinsdeutung vertreten hat. Die Erscheinungswirklichkeit wird durch Anwendung der Synthesis auf die Anschauung, die nach ihrer formalen Seite apriorischen Ursprungs ist, geformt. Die Erscheinungswirklichkeit ist danach nur im Rahmen der Anschauung möglich, die einem erkennenden Subjekt zugeordnet ist. Idealismus im alten Sinne, alt d. h. bevor der Wahrheits- und Erkenntnisabsolutismus auftauchte, bestand in der Verbindung der Wirklichkeit mit einem Subjekt. Erst die Neukantianer, in erster Linie Cohen, haben eine neue Art von Idealismus ausgebildet, dessen Wesen darin besteht, daß wir nicht von einem Subjekt, sondern von einem subjektlosen Erkennen und Denken zur Wirklichkeit schreiten. Das Subjekt ist ebenso wie das physische Sein vom Denken abhängig. Der Weg führt von der Wahrheit zur Wirklichkeit. Kant dagegen lagen solche Gedankengänge ganz fern. Er hat die traditionelle Wahrheitsdefinition, in der die Wahrheit, als Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit, bezeichnet wird, übernommen. Damit ist der Wahrheitsabsolutismus erledigt. Der Idealismus von Kant ist kein Erkenntnis-, sondern ein Subjekt-Idealismus. Hinter dem Erkennen und Denken steht, nach Kant, ein Subjekt als Träger der Einheit der Synthesis. Historisch geht die Lehre vom formalen Ich auf Descartes zurück. Kants „Ich denke“ ist das cartesianische unmittelbare Bewußtsein, das als cogitare gefaßt ist. „Durch dieses Ich, Er oder Es (das Ding), welches denkt, wird nun nichts weiter als ein transzendentes Subjekt der Gedanken vorgestellt = x, welches nur durch die Gedanken, die seine Prädikate sind, erkannt wird und wovon wir abgesondert niemals den mindesten Begriff haben können . . . eine Unbequemlichkeit, die davon nicht zu trennen ist, weil das Bewußtsein an sich nicht sowohl eine Vorstellung ist, die ein besonderes Objekt unterscheidet, sondern eine Form derselben überhaupt, sofern sie Erkenntnis genannt werden soll; denn von der allein kann ich sagen, daß ich dadurch irgend etwas denke“¹⁾. Dieses x ist durchweg als Subjekt bestimmt. Kant polemisiert nur gegen die Versuche aus dem Satze: „Ich denke“, Erkenntnischlüsse zu ziehen. Wir dürfen insofern diesem x die Bezeichnung Subjekt beilegen, als wir daraus die Gültigkeit des apriorischen Denkens ableiten wollen. Nach Kant konstituiert die Erscheinungsobjekte kein logisch hypostasiertes Denken, sondern das Denken eines transzendentalen Subjektes. Demnach ist die Kantsche Beweisführung klar und deutlich, die Einheit der Synthesis geht auf die Einheit des Bewußtseins zurück.

¹⁾ Kant: „K. d. r. V.“, S. 265.

Cohen sind solche Reflexionen fremd. Die Einheit des Denkens ist nach Cohen eine rein logisch-gegenständliche Einheit, die vollkommen auf sich beruht. Die Einheit bedarf keiner anderen Stütze als derjenigen, die in der Reinheit und Gesetzmäßigkeit fundiert ist. Weshalb wird eine neue Kategorie verwendet, um die Möglichkeit der Erfahrung zu bestätigen? Das Denken hätte sich selbst kritisch wenden können, um zur Empfindung in Beziehung zu treten. Diese Frage ist von Cohen trotz seiner eingehenden Behandlung der Bewußtseinskategorie nicht beantwortet worden. Die Notwendigkeit des Bewußtseinsbegriffes schien ihm als eine Selbstverständlichkeit, die keiner Erklärung bedarf. Seine Ausführungen gelten eher der Fixierung und Bestimmung als der Rolle und Aufgabe dieses Begriffes. Wir dürfen uns aber über diese Frage nicht hinwegsetzen. Denn sie ist für das Verständnis der Cohenschen Philosophie von größter Bedeutung.

Ein tieferer Einblick in dieses Problem wird uns einen Aufschluß über den Charakter des reinen Denkens geben.

Diese merkwürdige Gliederung in Denken und Bewußtsein hat ihren Grund in einer neuen Schwierigkeit, die dem kritischen Denken anhaftet und die nur durch die Bewußtseinskategorie überwunden wurde. In der kritischen Sphäre stoßen wir auf eine Tatsache, die im Widerspruch zum subjektlosen Charakter des Denkens steht. Das Denken übt an sich selbst Kritik. Es prüft die naiven Kategorien in ihrem Wert. Folglich müßten die naiven Kategorien vom kritischen Denken gedacht werden. Mit anderen Worten, das naive Denken wird zum Urteilsobjekt des kritischen, was eine Spaltung des Denkens in Objekt und Subjekt ergibt. Diese Erscheinung kollidiert mit dem Einheitspostulat des Denkens. Wie vermag das Denken, ohne seine Einheit aufzugeben, sich selbst zu kritisieren? Das ist das große Problem, vor dem das kritische Denken steht.

Der Schlüssel zur Lösung dieser Frage liegt im Bewußtsein, das die Einheit des kritischen und des naiven Denkens herstellt. Das Bewußtsein ist das Bindeglied, das die beiden Denkrichtungen, obzwar sie in einer Subjekt-Objekt-Korrelation zueinander stehen, vereinigt. Mittels des Bewußtseins überblickt das kritische Denken den zurückgelegten Weg, dessen Etappen es untersucht. Mit Hilfe des Bewußtseins schaut das Denken über seinen Kreis hinaus nach der Seite der Empfindung. Das Bewußtsein des Denkens gestattet ihm, sich selbst gegenüberzustellen und zu prüfen. Die Analogie zum Selbstbewußtsein liegt ganz nahe. Jedes psychologische Urteil enthält dasselbe Rätsel wie das kritische Denken. Die Einheit der Person wird

durch ein psychologisches Urteil scheinbar gesprengt, sie wird in Objekt und Subjekt aufgeteilt. Und dennoch bewahrt die Person ihre Identität und dies ist die Tat des Bewußtseins. Ich bin mir der Einheit des urteilenden Subjekts und des erkannten Objekts bewußt. Objekt und Subjekt gehören zu meiner Person.

Beim Denken verhält es sich ähnlich. Das Bewußtsein des Denkens, seiner Identität und Einheit verbindet das Gedachte mit dem Denkenden, das naive mit dem kritischen Denken.

Durch diese Lösung aber tauchen neue Schwierigkeiten auf, und zwar die des Selbstbewußtseins. Denn, wenn wir auf solche Weise das reine Bewußtsein fassen würden, würde sich konsequenterweise ein Selbstbewußtsein ergeben, wogegen sich Cohen eben entschieden wehrt. Er betont mehrmals, daß das reine Bewußtsein kein Selbstbewußtsein sei, sondern ein Bewußtsein der gedachten Objekte¹⁾.

Was bedeutet ein Bewußtsein, das kein Selbstbewußtsein ist? An diesem Punkt macht sich ein immanenzphilosophisches Motiv bemerkbar, das Cohen in seinem Bann hielt. Die These der Immanenzphilosophie ist folgende: Wir seien uns nicht nur unserer eigenen Person, sondern auch der Außenwelt bewußt; folglich liegt die letztere im Rahmen unserer Bewußtseins. Nach dieser Auffassung gibt es zweierlei Bewußtseinsbeziehungen:

1) die Beziehung des Bewußtseins auf unser eigenes Ich,

2) die Beziehung des Bewußtseins auf die Objekte in der Außenwelt.

Die erste Bewußtseinsbeziehung würden wir als Selbstbewußtsein bezeichnen, die zweite als Bewußtsein schlechthin. Das reine Bewußtsein bei Cohen ist eben das Bewußtsein der konstituierten Außenwelt. Wir wollen uns ein solches Bewußtsein an einem Beispiel veranschaulichen. Stellen wir uns ein Subjekt vor, dessen Bewußtseinsinhalt nur Gegenstände der Außenwelt ausmachen, das dagegen sich seiner eigenen Person nicht bewußt ist. Solch ein Bewußtsein, dem das reine Bewußtsein entspricht, würde kein Selbstbewußtsein darstellen.

Dieser ganzen Betrachtung liegt eine Verwechslung zugrunde, und zwar die der Vorstellung mit dem Vorstellungsobjekt. Wir sind uns keiner physischen Objekte, sondern der Vorstellungen von Objekten bewußt. Das Bewußtsein ist das charakteristische Merkmal der seelischen Welt, die immer auf ein Ich-Subjekt bezogen wird. Die physische Wirklichkeit hat dagegen mit dem Bewußtsein nichts zu tun. Diese Wahrheit hat bereits Descartes verkündet. Ein Bewußtsein ohne Selbstbewußtsein ist nicht zu begreifen. Nicht die Gegenstände

¹⁾ „Logik“, 1902, S. 368.

der Außenwelt, sondern deren Vorstellungen liegen im Rahmen des Bewußtseins. Danach ist die These, die Cohen mit folgenden Worten festgelegt hat: „Alles reine Bewußtsein ist Bewußtsein des Gegenstandes. Der Gegenstand ist der Inhalt, dem die reine Erzeugung gilt. Das Problem des Bewußtseins ist daher das Problem des Gegenstandes¹⁾“, unverständlich²⁾). Auch bleibt die Schwierigkeit bestehen, daß zur Sicherung der Einheit und Identität des Denkens das Bewußtsein der Gegenstände nicht ausreicht, sondern ein Selbstbewußtsein notwendig ist³⁾). Daher kann das reine Bewußtsein einer solchen Aufgabe nicht gerecht werden.

Wie dem auch sei, die Richtung Cohens ist der Kantschen entgegengesetzt. Kant gelangt vom Bewußtsein zum Denken, Cohen vom Denken zum Bewußtsein. Das Bewußtsein ist ebenso wie das Sein ein Erzeugnis des Denkens. Er stellt eine weitere Phase in dem Denkprozeß dar. Der Ausgangspunkt desselben ist der Ursprung, die Unendlichkeit. In einer aufsteigenden Linie vollzieht das Denken eine immer höhere Konkretisierung. Das Denken schlägt in ein Bewußtsein um. Das reine Bewußtsein ist nicht der Ursprung des Denkens, sondern im Gegenteil dessen „Erzeugnis“. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Wirklichkeit ist von einem reinen Denken gesetzt. Das Bewußtsein in seinen mannigfachen Schattierungen ist vom Denken konstituiert und gesetzt⁴⁾.

Viertes Kapitel

Das Verhältnis zwischen allgemeinem und individuellem Denken.

Ist das Denken, das das Sein konstituiert, kein individuelles, sondern ein reines, überzeitliches, wirklichkeitsfreies Erkennen, so erhebt sich die Frage: in welchem Verhältnis steht dieser zeitlose Prozeß zu den

¹⁾ „Logik“, S. 126.

²⁾ Obzwar Cohen die These von den Immanenzphilosophen übernommen hat, hat er den Immanenzidealismus nicht weiter entwickelt. Er ist über die logisch-kritische Sphäre nicht hinausgegangen. Bei Natorp dagegen machen sich immanenzphilosophische Einschläge bemerkbar. „Allgemeine Psychologie“, S. 65 ff.

³⁾ Der Begriff des Selbstbewußtseins kommt erst in der Ethik zustande.

⁴⁾ Natorp in der „Allgemeinen Psychologie“ geht von einem Urbewußtsein aus, das den Grund des Denkens und des Seins bildet. Eine solche Auffassung widerspricht dem reinen Denken bei Cohen, der keinen Grund voraussetzt. Vgl. die Ausführungen im folgenden Kapitel.

individuellen, zeitbedingten Erkenntnisarten, die in der psychischen Sphäre liegen? Die Bestimmung und Fassung des Verhältnisses zwischen dem allgemeinen und individuellen Denken ist von großer Bedeutung für jedes idealistische System. Die idealistische Formel: das Sein steht im Verhältnis zum Denken, von dem es nie losgelöst werden kann, wirft die Frage nach dem Charakter des Denkens auf. Natürlich würden wir doch nicht diese Mission nach solipsistischem Muster dem individuellen Denken zuschreiben. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist der Berkeley'sche Idealismus. So sehr der letztere psychologisch unterbaut ist, so schreibt er doch nicht die Funktion der Seinssetzung den einzelnen wahrnehmenden Subjekten zu, sondern geht über das individuelle „Percipi“ hinaus und steigt zu einem allgemeinen Denken auf, das mit Gott identisch ist. Diesem Denken wurde die Mission der Wirklichkeitskonstituierung zugewiesen. Gott ist die universale, konstante Vernunft, die die Wirklichkeit aktualisiert. Das Verhältnis zwischen den individuellen Subjekten und der universalen Vernunft besteht darin, daß das endlich-menschliche Denken ein Reflex der göttlichen Vernunft ist. Diese Anschauung war ein Gemeingut des Rationalismus. Auch Kant hat ein überindividuelles Denken eingeführt. Das transzendente Bewußtsein ist als ein Gattungsbegriff¹⁾, als ein allgemeines Ich zu fassen. Dieser Methode ist auch Fichte gefolgt, und so ist der Begriff des allgemeinen Ich entstanden, und kein idealistisches System, wenn es sich selbst nicht aufheben will, kann diesem Problem aus dem Wege gehen. Die Voraussetzung eines allgemeinen Denkens ist ein unumgängliches Postulat.

Heinrich Maier weist auf zwei grundsätzliche Schwierigkeiten, die in der idealistischen Seinsdeutung enthalten sind²⁾, hin.

I. Das allgemeine Denken, zu dem die Idealisten durch das Allgemeingültigkeitsbewußtsein gelangen, ist ein begrifflich Allgemeines, dem die Potentialität anhaftet. Denn die begrifflichen Inhalte sind potentielle Größen, die in den Einzeldingen aktualisiert werden. Wenn wir zum universalen Denken auf dem Wege über das Allgemeingültigkeitsbewußtsein kommen, so ist es ein Begriffliches, dessen Aktualisierung in den einzelnen Denkakten der psychischen Subjekte zustande kommt. Diesem potentiellen Denken weisen die Idealisten die Wirklichkeitskonstituierung zu. Wie soll nun aber ein potentielles Denken die aktuelle Wirklichkeit konstituieren? Dadurch wird doch die Wirklichkeit zur Möglichkeit degradiert.

¹⁾ „Kritik d. r. V.“, S. 142, 2. Aufl.; Prologomena § 20.

²⁾ Maier: „Wahrheit und Wirklichkeit“, S. 535.

II. Das allgemeine Denken wird als etwas Transzendentes aufgefaßt, dem unsere individuellen Urteilsfunktionen nicht immanent sind. Das Verhältnis zwischen dem individuell-menschlichen und dem hypostasierten Denken überhaupt ist dem, das zwischen einem Gattungsbegriff und den einzelnen Arten besteht, gleich. Das allgemeine Denken in seiner transzendenten Sphäre formt die Wirklichkeit, die uns nachher als etwas Fremdes erscheint, das wir uns aneignen müssen. Der Problemkomplex der Realisten hat sich nicht verschoben. Die Frage, wie wir an das Transzendent-Wirkliche herantreten, bleibt in ihrer vollen Schärfe bestehen. Diese Lücken des idealistischen Systems zwingen Maier, zu einer dritten Lösung zu greifen.

Unsere Aufgabe ist es, diese beiden Einwände vom Cohenschen Standpunkt aus zu untersuchen. Haften dem Cohenschen System diese Mängel an?

Zunächst muß hervorgehoben werden: Cohen kommt zum reinen Denken nicht durch das Allgemeingültigkeitsbewußtsein, sondern auf dem Wege der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erfahrung. Das Allgemeingültigkeitsbewußtsein spielt bei Cohen eine sekundäre Rolle. Denn ginge Cohen vom Faktum des individuellen Urteils aus, so wäre es nötig, das Charakteristikum der Allgemeingültigkeit an die Spitze der Logik zu stellen, da in diesem Fall die Allgemeingültigkeit die Objektivität begründet. Durch sie wird das Urteil aus der Sphäre der Subjektivität herausgehoben und in die der unbedingten Geltung verlegt. So verfährt aber Cohen nicht. Denn, wie oben mehrmals hervorgehoben wurde, ist der Ausgangspunkt der Logik nicht das individuelle, subjektive Urteil, sondern das reine Urteil des Logos. Deshalb hat es Cohen gar nicht nötig, das Urteil an dem Wertmaßstab der Allgemeingültigkeit zu messen. Die Gegenüberstellung von allgemeinem Denken als Gattungsbegriff und individuellem Denken kann nicht als Unterbau der Logik gelten, da Begriff und Individuum erst in der späteren Entfaltung des Denkprozesses konstituiert werden. Will die Logik das reine Denken ergründen, so muß sie sich ausschließlich an das wissenschaftliche Denken halten. Das Denken ist kein transzendentes, universales, sondern das mathematisch-naturwissenschaftliche, wie es in den positiven Wissenschaften seinen Niederschlag findet. Der Logos in seiner Selbstsetzung offenbart sich uns in den mathematischen Naturwissenschaften. Diese sind kein zusammengerafftes Bündel von individuellen Leistungen, sondern ein gesetzmäßig hervorgebrachtes und einheitlich entfaltetes Erkenntnisssystem, das vom Gesetz des Logos beherrscht und durchdrungen ist. An sich genommen, ist der Logos

weder ein universales Individuum, noch ein Allgemeinbegriffliches, sondern das wissenschaftliche Denken als solches¹⁾.

Das Faktum der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erfahrung leitet ihn in seiner kritischen Reflexion, die auf die Legitimierung der Erfahrung hinzielt. Die Erfahrung weist, nach Ansicht Cohens, auf ein wissenschaftliches Denken hin, dem die Rolle der Wirklichkeitskonstituierung zuteil wird. Die Arbeit an der Seinskonstituierung ist eine zweifache.

- I. Das positiv-wissenschaftliche Denken, das die Gegenstände konstituiert.
- II. Das rückschauende Denken, dessen Aufgabe es ist, die logischen Prinzipien, die in der positiven Forschung wirken und an der Konstituierung des wissenschaftlichen Gegenstandes teilhaben, herauszuschälen und in einen Prozeß einzuordnen.

Diese Betrachtung ergibt ganz klar, daß das Denken keineswegs transzendent ist, dem unser Denken gegenüberstehen würde. Das reine Denken ist die summarische Zusammenfassung der jeweiligen naturwissenschaftlichen Erfahrung. Wir dürfen das reine Denken nicht als ein transzendentes Denken fassen, das über unser wissenschaftliches Erkennen hinausgeht und die Gesamtwirklichkeit umspannt, sondern als das gegenwärtige wissenschaftliche Denken, das einen Prozeßcharakter hat. Das reine Denken verfügt über kein umfangreicheres Erkennen, als das der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erfahrung. Natürlich ist die Bezeichnung „summarische Zusammenfassung“ nicht im Sinne Cohens, der die ursprüngliche Einheit des Denkens verlangt. Wir sehen aber vorläufig davon ab; dieser Ausdruck soll nur den nichttranszendenten Charakter des reinen Denkens unterstreichen und betonen.

¹⁾ Die Frage bleibt dabei aber offen, wie wir dennoch das Denken auffassen sollen, das die Welt logisch-dialektisch „erzeugt“. Die Bezeichnung „wissenschaftliches Denken“ kann uns nicht befriedigen. Denn damit ist nur der Umfang und die Weite umschrieben, nicht aber der Charakter und das innerste Wesen. So sehr der kritische Idealismus bemüht ist, das positiv-wissenschaftliche Denken seines individuellen Charakters zu entkleiden und in eine ideelle Sphäre zu verlegen, so gelingt es ihm doch nicht, dies völlig durchzuführen. Denn letzten Endes ist unbegreiflich, was uns berechtigt, jedes Stadium der Naturwissenschaft als gesetzmäßige Entfaltung des Logos anzusehen. Denn entweder entscheiden sich die Marburger, den Logos als eine metaphysische Potenz anzuerkennen — dann hat es aber keinen Sinn, die letztere dem jeweiligen wissenschaftlichen Denken gleichzusetzen — oder sie müssen überhaupt auf die „Absolutierung“ des Logos Verzicht leisten. (Vgl. Volkelt: „Gewißheit und Wahrheit“, München 1918, S. 19.)

Es gibt keine zwei Seinskonstituierungen, die des allgemeinen und die des individuellen Denkens, sondern eine einzige, die des wissenschaftlichen Denkens. Die einzelnen Ich-Subjekte sind an dieser Arbeit beteiligt.

Aus dieser Erörterung geht deutlich hervor, daß der zweite Einwand, den H. Maier gegen die idealistischen Theorien erhoben hat, die Cohensche Seinsdeutung nicht trifft. Cohen hat das transzendente Denken und Sein eliminiert. Das Denken ist das wissenschaftliche Denken, an dem die individuellen Subjekte teilhaben. Zwischen dem allgemeinen Denken, dem die Wirklichkeitskonstituierung zugewiesen wird, und dem individuellen liegt keine Kluft. Es ist dieselbe Formungsarbeit.

Diese Auffassung ist in der Cohenschen Begriffslehre verankert. Zwischen dem Allgemeinbegriff und den einzelnen konkreten Dingen besteht nicht eine Subsumtionsbeziehung, sondern ein Verhältnis von System und Glied. Das einzelne Exemplar kann nur als Glied eines Systems aufgefaßt werden, dem es immanent ist. Zu dieser Ansicht hat ihn der Idealismus geführt. Das Denken, das die Wirklichkeit konstituiert, kann nur mit dem Allgemeinen operieren, von dem es zum Einzelnen gelangt. Das Einzelne wird aber bloß innerhalb eines Systems gedacht. Das allgemeine Denken differenziert sich in Einzelsubjekte, die ihm immanent sind. Die Entstehung der vielen Subjekte erfolgt erst in viel späteren Stadien des Denkens. Der Allgemeinbegriff, als System, enthält nichts Potentielles. In erster Linie kommt die Wirklichkeit den Begriffen zu, von denen die Individuen das Sein empfangen. Gegen die Annahme von Maier, daß dem Allgemeinbegriff die Potentialität eigen sei, würde sich die Cohensche Begriffslehre sträuben. Das Primäre für sie sind die Systeme oder Reihen, die die Begriffe darstellen.

Man könnte eine kurze Uebersicht über das Verhältnis zwischen der Bestimmung des allgemeinen Denkens bei Maier und der bei Cohen vornehmen.

Maier faßt das allgemeine Denken folgendermaßen:

- I. Es ist universale, aktuelle Individualität.
- II. Die einzelnen Subjekte sind dem universalen Denken immanent.
- III. Das universale Denken umfaßt die gesamte Wirklichkeit, auf deren volle Konstituierung die einzelnen Subjekte sich in unendlicher Annäherung hinbewegen.
- IV. Das universale Denken ist wirklich, und seine Realität wird vom universalen Bewußtsein gesetzt.

Cohen würde die erste These ablehnen. Das Cohensche reine Denken ist weder Individualität noch Allgemeinbegriff, sondern das reine Denken als solches, das nicht näher bestimmt werden kann. Dagegen kommt Maier mit Cohen in dem Immanenz- und Aktualitätsgedanken überein. Auch bei Cohen ist das Denken aktuell, dem die einzelnen Subjekte immanent sind.

Dagegen würde Cohen die letzten beiden Behauptungen bestreiten. Der Prozeßcharakter des Denkens, das unendliche Vorwärtsschreiten bezieht sich nicht bloß auf die individuellen Subjekte, sondern auch auf das reine Denken. Die Entfaltung des reinen Denkens geschieht in unendlicher Annäherung. In dieser Hinsicht hat es vor dem individuellen Denken keinen Vorrang.

Endlich wird von Cohen die letzte These entschieden abgewiesen. Das reine Denken ist wirklichkeitsfrei, ihm kommt keine seelische Realität zu. Das Denken ist das letzte Prinzip, das sich auf nichts zurückführen läßt. In diesem Punkt besteht zwischen H. Maier und Cohen ein grundsätzlicher Unterschied. Während Cohen der Wirklichkeit eine ideelle Sphäre, von der die erstere abhängig ist, entgegengesetzt, kennt Maier bloß eine einzige Sphäre, und zwar die Wirklichkeitsregion. Die Maiersche Seinsdeutung, die der idealistischen sehr nahesteht¹⁾, sucht nicht die Wirklichkeit von einem ideellen wirklichkeitsfreien Element abhängig zu machen, sondern innerhalb der Wirklichkeitssphäre eine Abhängigkeitsbeziehung des Seins vom Denken oder Bewußtsein herzustellen.

Cohen, obzwar er auch eine Selbstkonstituierung des Denkens annimmt, konstruiert für dasselbe eine ideelle Sphäre, der das Sein beigeordnet ist. Eine solche Seinsbeziehung gehört einer ganz anderen idealistischen Richtung an, die über das Sein hinausgeht und in eine höhere Sphäre mündet. Sie wird von Rickert und den anderen Wahrheitsabsolutisten vertreten, die ein erkenntnistheoretisches Subjekt, dem bloß ein Gelten zukommt, voraussetzen. Diese Richtung knüpft zum Teil an die transzendente Apperzeption bei Kant an, in der sie kein wirkliches Subjekt sieht.

Es handelt sich hier um zwei grundsätzliche Seinsdeutungen. Die eine erblickt im Sein das höchste und letzte Prinzip²⁾, die andere konstruiert eine höhere Sphäre, von der das Sein abhängig ist.

¹⁾ Er hat zwar ein transzendent Gegebenes gelten lassen; immerhin ist der Wirklichkeitsbegriff von ihm idealistisch gefaßt.

²⁾ Die älteren Idealisten (z. B. Berkeley, Fichte, J. Bergmann) sind über die Seinssphäre nicht hinausgegangen. Die idealistische Seinsinterpretation be-

Die Aufgabe und der Gegenstand.

Aus dem Postulat der Einheit des Denkens zieht Cohen schwerwiegende Schlüsse. „Die Erzeugung selbst ist das Erzeugnis. Es gilt beim Denken nicht sowohl den Gedanken zu schaffen, sofern derselbe als ein fertiges, aus dem Denken herausgesetztes Ding betrachtet wird, sondern das Denken selbst ist das Ziel und der Gegenstand seiner Tätigkeit“¹⁾. Um die weittragende Bedeutung des Cohenschen Gesichtspunktes zu erfassen, wäre es erwünscht, diese These von einem entgegengesetzten Standpunkt aus zu betrachten.

Die Logik unterscheidet im allgemeinen zwischen Urteilsfunktion, Urteilsinhalt und Urteilsgegenstand. Urteilsfunktion ist der logisch relevante Kern, der aus dem Gesamturteilsakt herausgehoben wird. Urteilsinhalt und Urteilsgegenstand stehen einander als funktionelle und gegenständliche Seiten der Urteilsformung gegenüber. Urteilsinhalt ist das gedachte Objekt innerhalb der subjektiven Denksphäre. Urteilsgegenstand dagegen ist das in der Außen- oder Innenwelt als wirklich gesetzte Objekt, das dem urteilenden Subjekt, als etwas Fremdes, gegenübersteht. Der Urteilsgegenstand wird immer von dem subjektiven Urteil abgelöst und entweder absolutiert oder zu einem allgemeinen Denken in Beziehung gesetzt.

Diese Unterscheidung kollidiert mit den Intentionen des Cohenschen Idealismus und demzufolge muß Cohen sowohl die Unterscheidung von Urteilsfunktion und Urteilsinhalt²⁾ als auch die von Inhalt und Gegenstand, ablehnen. Das geschieht auf Grund der beiden Hauptpostulate seiner Logik: Erstens das der Einheit, zweitens das der Identität. Das Denken ist rein und einheitlich. Das Erkennen ist ein Prozeß, in dem sich das Denken selbst konstituiert. Die Konstituierung erfolgt auf dem Wege einer Deduktion. Die verschiedenen Elemente

deutete für sie nicht das Bezogensein des Denkens auf irgendein ideelles Prinzip, das der Seinsphäre übergeordnet wäre, sondern die Beziehung der Wirklichkeit zu einem Denken oder Bewußtsein, das durchaus in den Seinszusammenhang eingeordnet ist. Das physische Sein ist vom Denken (dem psychischen Sein) abhängig. Das Bewußtsein, das die Wirklichkeit setzt, ist absolut. Durch diese Absolutierung aber haben sie gegen das Prinzip des Idealismus, das ein Sein an sich leugnet, verstoßen.

¹⁾ „Logik“, S. 16.

²⁾ Auch in der Psychologie weisen die Marburger die Trennung nach Funktion und Inhalt ab. Vgl. Natorp: „Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode“, S. 42.

des Denkens werden der eigentümlichen Gesetzmäßigkeit des Prozesses gemäß auseinander abgeleitet und bilden eine gegenseitig bedingte Einheit. Ein solches Postulat, glaubt Cohen, könne sich nur in einem funktionellen Prozeß bewähren. Die Tätigkeit des Denkens, die Denkfunktion, oder, wie Cohen sie nennt, das Erzeugen, entspricht den Anforderungen der absoluten Einheit, die in gesetzmäßiger Folge und kontinuierlichem Prozeß hergestellt wird. Die Inhalte als Erzeugnisse der Denkfunktion, die als fertig gedachte Tatsachen dastehen, bilden keineswegs eine solche Einheit. Die Denkinhalte stehen isoliert und voneinander getrennt, es gibt zwischen ihnen keine Kontinuität. Freilich sind wir imstande, Dependenzrelationen zwischen den verschiedenen Inhalten zu gestalten, aber dadurch ist die absolute Einheit noch lange nicht erreicht. Schon die bloße Unterscheidung zwischen Denktätigkeit und Denkinhalt sprengt die Einheit des Denkens. Das Denken kann sich nur in einer einzigen Form darstellen, und zwar in der der Tätigkeit. Der Prozeßcharakter des Denkens bedingt seine Einheit. Daher darf es keine Denkinhalte, sondern ausschließlich Denkfunktionen geben. Wenn es keine Denkinhalte gibt, ist der Urteilsgegenstand, als dem Denken gegenüberstehendes Objekt, von vornherein ausgeschlossen.

Auch aus dem Grunde der Identität weist Cohen die Unterscheidung ab. Zwischen Denken und Sein gibt es nicht bloß ein Abhängigkeitsverhältnis, sondern sie kommen einander gleich. Es gibt keine zwei Sphären, die des Denkens und die des Seins, sondern nur eine, die Denk- und die Seinssphäre. Und obwohl die Konstituierung des Seinsgegenstandes in der mathematischen Klasse beginnt, bedeutet es immerhin, wenigstens der Tendenz nach, keine Trennung zwischen Denken und Sein. Der Begriff eines Urteilsgegenstandes, der dem Denken als etwas Fremdes entgegengestellt wird, durchbricht das Identitätsprinzip, und daher muß er gestrichen werden.

Wir haben absichtlich den Gegenstand, dem Cohen die Aufnahme in sein System verweigert hat, als dem Denken gegenüberstehendes, fremdes Objekt definiert. Denn der Gegenstand im allgemeinen ist auch in der Cohenschen Philosophie beibehalten worden; der Kampf gilt lediglich dem Gegenstand als dem fremden Objekt. Dagegen ist im Cohenschen System der Gegenstandsbegriff überhaupt eine der kardinalsten Voraussetzungen für den ganzen Aufbau des Idealismus. Er darf aber der Einheit und Identität des Denkens keinen Abbruch tun. Der Gegenstand soll sich von der Tätigkeit, vom Prozeß nicht abheben. Er soll so gestaltet sein, daß er den Postulaten des reinen

Denkens entspricht. An den Gegenstand wird die Forderung der Einheit, Kontinuität und Identität gestellt.

Was bedeutet aber der Gegenstand, wenn er in der Denktätigkeit, in dem Prozeß aufgeht und dem Denken gleichgesetzt wird? Kollidiert nicht der Gegenstandsbegriff mit dem Prozeßcharakter des Denkens?

Wir könnten den Umfang des Problems erweitern, wenn wir unserer Darstellung vorgreifen und den Gegenstand dem Sein gleichsetzen wollten. Dann würde sich die Bedeutung des Problems von selbst steigern. Denn in diesem Falle würde der Seinsbegriff zur Erörterung stehen, und müßte entschieden werden, ob das Sein im Cohenschen System widerspruchsfrei ist.

Wir wollen der klaren Darstellung halber die Antwort kurz vorwegnehmen. Der Weg, den Cohen zur Legitimierung des Seins eingeschlagen hat, führt von dem Begriff der Erhaltung über die Aufgabe zur Antizipation, die sämtlich neu geprägte Begriffe sind, die Cohen in diesem Zusammenhang auftreten läßt. Wir wollen diesen Gedankenengang verfolgen.

Der Ausgangspunkt dieser Ausführungen ist die Objektivierung. Die Gegenstandskonstituierung ist keine Formung oder synthetische Vereinigung, der eine Gegebenheit zugrunde läge, sondern bloß Objektivierung des Denkens selbst. Das Denken objektiviert sich zum Sein oder zum Gegenstand; droht aber nicht die Objektivierung, die Einheit des Denkens zu sprengen? Um sich vor diesem Einwand zu schützen, bedient sich Cohen des Prinzips der Erhaltung. Durch das Prinzip der Erhaltung gelingt es dem Denken, ohne seine Einheit zu gefährden, die Objektivierung an sich selbst zu vollziehen. „Jetzt gilt es den Inhalt hervorzukehren. Der Tätigkeit muß endlich ein Gegenstand geboten werden, ohne sie selbst dadurch etwa aufzugeben. Vielleicht darf man die Erhaltung in Rücksicht auf den Inhalt durch ein stoffliches Wort vertreten lassen. Wenn die Einheit nicht lediglich in der Tätigkeit schweben soll, sondern an einem Ding sich bezeugen, so mag die Erhaltung als Bestand gedacht werden, und dieser Bestand mag als Widerstand leistend gedacht werden gegen jene schwebende Tätigkeit. So wird das Ding zum Gegenstand“¹⁾. Der Gegenstand ist nun in der Erhaltung verankert, die eine konstitutive Bedingung für die Einheit des Denkens bildet.

Dieses Prinzip, das im Zentralpunkt der Cohenschen Philosophie steht, muß untersucht und erläutert werden, damit der Vollgehalt dieses

¹⁾ Hermann Cohen: „Logik“, S. 67.

eigentümlichen neuen Begriffs zur Geltung kommt. Ursprünglich ist die Erhaltung als Schutzwall gegen die Gefahr des Dualismus, die seitens der Methodik dem Denken drohte, aufgerichtet worden. Erst nachträglich hat sich die Erhaltung als Sicherung für den Begriff des Gegenstandes erwiesen.

Die Erhaltung besagt Einigung in Sonderung, und Sönderung in Einigung, und damit zugleich das Ineinander von Einheit und Mehrheit.

Den Grundsatz der Einheit des Denkens scheint die Tatsache zu widerlegen, daß das Denken Erkenntnis nach zwei verschiedenen Methoden, der synthetischen und der analytischen, liefert. Die Logik kennt das zusammenfassende und zergliedernde Denken. Diese Gliederung in Synthese und Analyse birgt in sich die Gefahr des Dualismus. Denn, wenn das Denken eine absolute Einheit wäre, könnte es nicht isoliert nach zwei Methoden arbeiten. Cohen hilft sich mit dem Prinzip der Erhaltung, das die gegenseitige Erhaltung der beiden Methoden behauptet. „Es kann doch wohl nicht die Meinung sein, daß ein beliebiger Wechsel zwischen Sonderung und Vereinigung stattfinden würde, doch daß das Denken von der einen zu der anderen Tätigkeit überspringe und daß in dem Reiz dieser Abwechslung die Energie des Denkens sich behauptet“¹⁾. Es muß erwiesen werden, daß sich in der Analyse die Synthese und in der Synthese die Analyse erhält. Daß wir in jedem Denkkakt sowohl die Synthese als auch die Analyse wiederfinden, löst noch lange nicht die Antinomie auf, die innerhalb des Cohenschen Systems besteht. Solange die Synthese und die Analyse in ihrer Isoliertheit dastehen, obzwar sie in einem Denkkakt verknüpft sind, kommen wir über die Schwierigkeit nicht hinweg. So gewinnt die Erhaltung derartige Bedeutung, daß nur mittels dieses Prinzips die Denkeinheit sich aufrechterhalten kann. Die Erhaltung schützt den Monismus vor der Dualität von Sonderung und Vereinigung. Aber wie kann man die Erhaltung logisch rechtfertigen? Mit welchem Recht postulieren wir das gegenseitige Ineinander von Analyse und Synthese?

An diesem Punkt setzt der allzu bekannt gewordene Begriff der Aufgabe ein, der häufig mißverstanden und mißbraucht worden ist. Ohne auf den tieferen Sinn und Inhalt des Aufgabebegriffs einzugehen, hat man in ihn ganz andere Gedanken hineingedeutet, die dem innersten Wesen des kritischen Idealismus zuwider sind. Man hat diesen Begriff zum Charakteristikum der Marburger Schule gemacht, ohne darauf aufmerksam zu werden, wie verschieden und mannigfach die Aufgabe von

¹⁾ A. a. O., S. 51.

verschiedenen Marburger Philosophen gehandhabt und gefaßt wird. Man kann von einem einheitlichen Aufgabebegriff nicht einmal in seinen Grundzügen bei den Marburgern sprechen.

Nicht unsere Aufgabe ist es, die Differenzierung dieses Begriffes im kritischen Idealismus zu untersuchen. Unser Augenmerk ist hauptsächlich auf die streng idealistische Fassung desselben bei Cohen gerichtet. Zu diesem Zweck werden wir auch den Gegensatz zwischen Cohen und Natorp verwerten, damit die einzelnen Bestimmungen der Aufgabe sich voneinander schärfer und präziser abheben. Der Ausgangspunkt des Aufgabebegriffs ist die Erhaltung, die auf die Antizipation hinzielt, und nur durch die Einordnung der Aufgabe in diesen Komplex ist der Sinn der ersteren verständlich. Die Aufgabe könnte vorläufig folgendermaßen definiert werden: Es gibt keine vollendeten Erkenntnisse, keine abgeschlossenen kognitiven Urteile, die ihren Aufgaben und Problemen gerecht werden. Das Denken ist nie vollkommen, sondern im Maße seiner Errungenschaften und des Aufstiegs der Erkenntnis wachsen seine Probleme, dehnt sich seine Aufgabe aus^{1) 2)}. Diese Fixierung des Aufgabebegriffes bedarf einer logischen Begründung und Fundierung, denn sonst scheint sie einen logischen Widerspruch zu enthalten. Es drängt sich uns von selbst die Frage auf, ob man überhaupt nach Cohen von Vollkommenheit oder Vollständigkeit der Erkenntnis sprechen darf, denn es handelt sich hier nicht um Wahrheitsgrade oder Objektivitätsstufen. Es liegt, nach Cohen, keine Begebenheit vor, deren Anforderungen und Daten das Denken sich fügen müßte. Wenn Cohen sich zu einer Transzendenz bekannt hätte, gleichviel welcher Art diese Transzendenz wäre, könnte eine Rede von vollkommener oder unvollkommener Auffassung des Gegebenen sein. Dem ist aber nicht so. Es gibt keine Transzendenz. Das Denken empfängt keine Hinweise und Anforderungen. Es erzeugt sich spontan seiner inneren Gesetzmäßigkeit entsprechend und konstituiert sich selbst wie auch seinen Gegenstand von Stufe zu Stufe. Was bedeutet danach die ewige Aufgabe, die die Unvollkommenheit des Denkens auf jeder erlangten Stufe verkündet? In jedem Stadium des Erkennens ist die objektive Gültigkeit desselben die gleiche, in der ersten wie auch in der höchsten. Wie kommt die Aufgabe zustande, die das Problem sich steigern läßt und vom Denken weitere Fortschritte verlangt, indem es seine Unzulänglichkeit im gegenwärtigen Augenblick feststellt?

¹⁾ Philosophie, ihr Problem und ihre Probleme, S. 19 f.

²⁾ Natorp hat das Denken mit einer Kugel, mit einem wachsenden Radius verglichen. Philosophie, ihr Problem und ihre Probleme, S. 19 f.

Natürlich greift keine Außenmacht, keine Gegebenheit ein. Die Aufgabe wird dem Denken nicht von außen her gesetzt, sondern sie wird vom Denken selbst aufgeworfen. Die Frage ist bloß, wie kommt das Denken, das in jedem Stadium objektiv und notwendig ist, dazu, sich Aufgaben zu stellen?

Die Lösung dafür finden wir in dem Begriff der Antizipation oder in der Kategorie der Zeit. „Die Zukunft enthält und enthüllt den Charakter der Zeit. An die antizipierte Zukunft reiht sich, rankt sich die Vergangenheit. Sie war nicht zuerst, sondern zuerst ist die Zukunft, von der sich die Vergangenheit abhebt¹⁾.“ „Also blickt sie vorwärts, nicht rückwärts, wie die Folge. Die Reihe erzeugt das Folgende, als ein Folgensollendes, Folgenmüssendes. Das Folgende wird also vorweggenommen. Die Vorwegnahme ist die eigentliche Grundtat der Zeit. Die Antizipation ist das Charakteristikum der Zeit.“²⁾ Die Zeit ist aber eine Kategorie, d. h. eine Methode des reinen Denkens. Das Wesentliche dieser Methode besteht darin, daß das Denken, um sich selbst zu erzeugen, sich der Vorwegnahme bedient. Der Uebergang von Element A zu Element B würde unmöglich sein, wenn nicht das B antizipiert wäre, an das sich das A reiht³⁾. Der unendliche Prozeß wird antizipiert, und daraus schöpft die Erkenntnis im niederen Stadium ihren Gehalt. Der Erkenntnisprozeß ist retrospektiv, eine Rückschau von dem Gipfel nach den Wurzeln hin. Der Erkenntnisprozeß ist nicht als eine Aufeinanderfolge aufzufassen, sondern als eine unendliche Reihe, die von vornherein antizipiert ist.

Diese Vorwegnahme ist der treibende Faktor des Erkenntnisprozesses. Wäre die unendliche Reihe nicht antizipiert, so könnte das Denken seine Mission nicht erfüllen. Die Aufeinanderfolge setzt verschiedene selbständige Elemente voraus. Das Denken verfügt aber nicht über eine solche Fülle von Elementen. Es ist einheitlich und identisch, und auch die Verschiedenheit muß sich diesen Bestimmungen fügen. Nur dank der Antizipation kann der Prozeß vonstatten gehen. Mit dem A wird bereits B gesetzt, das B geht geradezu dem A voran. Das A reiht

¹⁾ Cohen: „Logik“, S. 154.

²⁾ Cohen: „Logik“, S. 154.

³⁾ Eine der Methoden, derer sich das Denken in seiner Entfaltung bedient, ist die Negation; um von A zu B zu schreiten, muß das Denken das A negieren. Die Negation treibt den Prozeß von einem Element zum anderen. Aber damit ist die Schwierigkeit, wie das Denken von A zu B gelangt, nicht behoben. Denn selbst die Negation ist in der Aufgabe verankert. Durch das Auftauchen neuer Probleme ist das Denken „gezwungen“, die objektivierten Phasen des Prozesses zu negieren. (Vgl. J. Gordon, a. a. O.)

sich an B. Daher ist das Denken imstande, den Weg von A zu B zurückzulegen.

Die Methode der Antizipation ist die Grundlage des gesamten Cohenschen Systems. Und obwohl diese Methode erst in der Klasse der Urteile der Mathematik zur Erzeugung gelangt, ist sie doch eine grundlegende Methode des Denkprozesses, und auch die Urteile der Denkgesetze müssen sich nach ihr richten¹⁾.

Erst von dem Gesichtspunkt der Antizipation aus ist der Aufgabebegriff verständlich. Das Denken steht eben deshalb vor einer ewigen Aufgabe, weil das folgende Element bereits antizipiert ist. Im Verhältnis zum höheren Stadium ist das gegenwärtige keine abgeschlossene Erkenntnis. Unsere Frage, was die Aufgabe bedeutet, können wir ohne weiteres beantworten: die Aufgabe ist nichts anderes als die Beziehung des Denkens zum antizipierten Prozeß, zu dessen höheren Stufen und weiteren Phasen.

Der Grund der Antizipation liegt eben in der Selbständigkeit des Denkens. Würde das Denken von einer Gegebenheit ausgehen, dann würde weder die Antizipation noch die Aufgabe möglich sein. Wo eine äußere Macht das Denken regiert, ist eine geradlinige Entwicklung, eine strenge gesetzmäßige Deduktion ausgeschlossen. Die Empfindung löst die Einheit und die Reinheit des Denkens auf. Es bleibt nichts übrig als ein lockeres Bündel zusammengeraffter Beobachtungen und zufälliger Entdeckungen. Mag die Praxis eine solche aufsteigende Kurve bestätigen, mag die Tatsache des Fortschrittes der Wissenschaften als unbestritten gelten: alle diese Phänomene sind im Wesen der Erkenntnis nicht begründet. Die Erkenntnis ist nur dann ein fortschreitender Prozeß, wenn sie einheitlich und selbständig ist. Die Einheit der Erkenntnis ist von der Reinheit abhängig. Die Antizipation besagt nichts anderes, als daß die Erkenntnis kein zufälliges Faktum, kein summarisches Ergebnis von aufeinanderfolgenden Phasen, sondern ein regelmäßiger notwendiger Prozeß ist. Das Denken erzeugt das erste Element als ein Glied einer unendlichen Reihe, in der die sämtlichen Stufen antizipiert sind. An die vorweggenommenen Stufen reiht sich wiederum das erste Element.

¹⁾ Auf den ersten Blick ist es merkwürdig, daß die Antizipation erst in der Mathematik zur Geltung kommt. Denn die Schwierigkeit: wie gelangt das Denken von einem Element zum zweiten? besteht bereits in der Klasse der Urteile der Denkgesetze. Wie oben hervorgehoben wurde, ist aber die Antizipation die Grundform des Denkprozesses, die das Ursprungsprinzip festlegt. Als solche lenkt sie den gesamten Erkenntnisprozeß. In der Mathematik gewinnt sie bloß ihr festes kategoriales Gepräge.

Das hervorgebrachte Element besteht nur als Etappe des ewigen Prozesses, der bereits vorweggenommen ist. Dieser Prozeßcharakter schafft den Aufgabebegriff des einzelnen Elements, sich zu einer Reihe zu entfalten. Wenn das Denken die Antizipation nicht kennen würde, wäre die Aufgabe sinnlos. A würde in keine Relation zu B treten können, solange das letztere nicht konstituiert ist. Die Methode der Antizipation verursacht, daß mit A zugleich ein weiteres Stadium der Erkenntnis gesetzt wird. Das A rankt sich an B und wird an ihm gemessen. Es haftet dem vorangehenden Stadium eine gewisse Tendenz an, auf ein höheres Niveau, das bereits antizipiert ist, sich zu erheben. Die Aufgabe bedeutet nicht Mangel an Objektivität oder einen niederen Wahrheitsgrad, sondern bezeichnet lediglich das Verhältnis zwischen den verwirklichten Erkenntnisstadium und dem weiteren Prozeß.

„Beide Tätigkeiten und ebenso ihre Inhalte sind nicht zu einer Gegenwart zu stabilisieren, sondern aus der aktuellen Gegenwart in die Zukunft, zur Zukunft in Beziehung zu setzen. Die Vereinigung ist nicht als ein Ereignis zu denken, dessen Vollzug zum Abschluß gekommen wäre, sondern als eine Aufgabe und als das Ideal einer Aufgabe, wie nur die Logik eine solche Aufgabe stellen, ein solches Ideal aufstellen kann. Denn die Aufgabe, die dem Denken im Urteil gestellt wird, darf niemals als zur Ruhe, zur Vollendung gekommen, betrachtet werden. Ebenso steht es bei der Sonderung. Beide Richtungen heben sich in die Zukunft hinein.“¹⁾

Die Aufgabe, die in der Antizipation enthalten ist, rechtfertigt erst die Erhaltung der beiden Methoden ineinander, der Sonderung in der Vereinigung und der Vereinigung in der Sonderung. Die Analyse, die in der gegenwärtigen Phase zum Vollzug gebracht worden ist, bleibt eine Synthese für das folgende Stadium der Erkenntnis, für eine höhere Stufe in Betracht deren die Analyse unvollkommen ist.

Der Aufgabebegriff des Prozesses konstituiert dessen Einheit. Wäre das Denken auf jeder Stufe abgeschlossen, vollendet, so würde es mit den folgenden Etappen keine Einheit bilden. Seine Einheit besteht in seiner ewigen Aufgabe, d. h. im gegenwärtigen Stadium ist schon ein Hinweis auf das Zukünftige enthalten. Jede Analyse enthält die Nötigung, weiter fortgesetzt zu werden. In der gegenwärtigen Phase ist wohl die Sonderung vollzogen, jedoch im Verhältnis zum weiteren Prozeß bleibt sie noch Vereinigung, die in der Zukunft zur Sonderung gelangen muß. Als Denkelement im jetzigen Augenblick ist es gesondert als Problem vereinigt, und so erhalten sich die beiden Methoden ineinander.

¹⁾ „Logik“, S. 64.

ander. Es gibt keine rein analytische und keine rein synthetische Methode, sondern eine ewige Aufgabe, solche Methoden zu erzeugen, die aber nie erfüllt werden kann. Im Augenblick, wo die Synthese vollkommen ist, ist die Einheit des Denkens gesprengt und damit das ganze Erkennen.

Auch der Gegenstandsbegriff findet, worauf wir oben bereits hingewiesen haben, in der Aufgabe seine logische Rechtfertigung. Die beiden Hauptschwierigkeiten, auf die der Gegenstandsbegriff stößt, werden durch die Aufgabe und die Erhaltung behoben.

Die Objektivierung ist logisch vollständig legitimiert, und sie tut der Einheit keinen Abbruch. Denn die Objektivierung ist eine ewige Aufgabe, die nie vollkommen in Erfüllung gehen wird. Könnte das Denken sich vollständig objektivieren, so wäre seine Einheit durchbrochen, die Identität erschüttert. Der Prozeßcharakter des Denkens schließt jedoch jede vollständige Objektivierung aus. Diejenige Objektivierung, die für das gegenwärtige Stadium gilt, ist im Verhältnis zum folgenden kein objektiviertes Denken, sondern reine Denktätigkeit, deren Objektivierung dem Denken aufgegeben ist. Jedes Element ist einerseits ein objektiviertes Seinselement und andererseits reine Denktätigkeit, deren Objektivierung dem Denken als Problem vorschwebt. Es ist eine gegenseitige Erhaltung ineinander, der objektivierter Gegenstand in der Tätigkeit und die letztere im Gegenstand. Ebenso verhält es sich mit der zweiten Frage. Wenn es keinen Inhalt gibt, woher rührt die Objektivierung? Die absolute Einheit von Inhalt und Tätigkeit ist ebenso wie die von Tätigkeit und Gegenstand ein ewiges Ideal des Denkens. Die Antizipation führt stets die Unvollkommenheit dieser Einheit von Denkinhalt und Denktätigkeit herbei. Die Einheit des Denkens und die Seinskonstituierung beruht auf dem Prozeßcharakter der Erkenntnis, dank dessen die absolute Einheit von Tätigkeit und Inhalt nie erreicht wird. Daß das Ideal der absoluten Einheit und des absoluten objektivierten Seins zueinander in Widerspruch stehen, bildet keine Antinomie, da dieses Ideal nie in Erfüllung gehen kann.

Ist nach Cohen der Begriff der Aufgabe in der Antizipation verankert, entspringt sie mithin der Perspektive des Denkens, so kennt Natorp auch einen anderen Aufgabebegriff, den die Retrospektion — die Minusrichtung — in sich birgt. Als solche deckt sich die Aufgabe mit dem Subjektiven. Erblickt man dagegen, wie Cohen es tut, die Aufgabe in der Plusrichtung des Denkens, so kommt man nie mit der Subjektivität in Berührung. Dabei muß betont werden, daß auch Cohen die Retrospektive kennt. Das Denken blickt auf den durchlaufenen, unend-

lichen Weg zurück, ja, darin besteht geradezu die Leistung der Philosophie, daß sie durch die Rückschau die methodische Einheit des Denkens sichert. Aber die Rückschau, wie Cohen sie faßt, vollzieht sich unter einem anderen Gesichtspunkt als bei Natorp. Blickt man nach vorwärts, d. h. von den ersten, logisch erschließbaren, nach den höher steigenden Denksetzungen, so sehen wir entweder eine unendliche Reihe von Objektivierungen oder das unendliche Problem. Im ersten Falle haben wir den Denkprozeß durch das Prisma der Antizipation des Objektivierungsprozesses, im zweiten durch das Medium des antizipierten Problems gesehen. Obzwar Cohen die Antizipation nach ihren beiden Seiten hin kennt, legt er dennoch den Hauptton auf die Vorwegnahme des objektivierten Gegenstandes. Natorp hingegen läßt die Antizipation ausschließlich in der Problemstellung fundiert sein. Wie es sich auch mit der Aufgabe in der Plusrichtung verhalten mag, so steht das eine fest: in der perspektiven Schau ist nicht einmal das Problematische das Subjektive. Auch das X ist als Problem gewissermaßen objektiviert. In der Plusrichtung gibt es nur die ewige Bewegung des unaufhaltsamen Erkenntnisprozesses des reinen Denkens, das der polare Gegensatz zum Subjektiven ist. Richten wir aber unseren Blick nach rückwärts, so ist uns, wenn wir unter einem bestimmten Gesichtswinkel schauen, die Möglichkeit gegeben, die hinterbliebenen Spuren der Subjektivität im nie rastenden Prozeß festzuhalten. Wie gesagt, es kommt auf den Aspekt an, unter dem die Retrospektion vorgenommen wird. Stellen wir uns in die Mitte des Prozesses hinein und betrachten wir die zurückgelegten Etappen unter dem Gesichtspunkt der gegenwärtigen Phase, dann erscheinen die niederen Stadien mit der Subjektivität behaftet. Im Verhältnis zur Phase E z. B. sind die Phasen A, B, C, D noch nicht vollständig objektiviert, so daß ein Rest der Subjektivität in ihnen enthalten ist. Stellt man sich aber außerhalb des Prozesses, dann ergibt uns die Retrospektive reine Objektivierungen. Denn A, B, C, D stellen, wenn sie nicht an E gemessen werden, reine Objektivierungen dar. Danach ergeben sich uns zwei grundsätzlich auseinanderzuhaltende Gesichtspunkte, von denen jeder, perspektiv und retrospektiv angewandt, zwei verschiedene Bilder liefern. 1. Der Aspekt der Objektivierung. 2. Der Aspekt der Problemstellung. Was die Perspektive anbelangt, so schauen wir unter dem ersten Gesichtspunkt durch das Medium des antizipierten Gegenstandes, unter dem zweiten Gesichtspunkt aber durch das des antizipierten Problemgegenstandes. Mithin erhalten wir einerseits den unendlichen objektivierten Prozeß, andererseits die unendliche Aufgabe. Blicken wir retrospektiv, so abstrahieren

wir, unter dem Gesichtspunkt der Objektivierung, von den höheren Phasen und betrachten die niederen als selbständige Etappen auf dem Erkenntniswege ohne jede Bezugnahme auf die weiteren Stadien. Gehen wir aber von dem Standpunkt des Problematischen aus, so werden die durchlaufenen Strecken auf die höheren Phasen bezogen, mithin werden die ersteren ihrer Objektivierung beraubt und als subjektive Daten betrachtet. Wenn wir A mit C vergleichen, dann erscheint uns A als Aufgabe, d. h. als ein Subjektives. Auf diese Weise unterscheidet Natorp zweierlei Aufgaben: in der Perspektive und in der Retrospektive. In der zweiten erblickt er die Subjektivität. Subjektiv und objektiv bezeichnen nicht etwa zwei heterogene Sphären, sondern zwei Richtungen, die Minus- und die Plusrichtung. Gehen wir konstruktiv vor, so haben wir bloß das Objektive, verfahren wir rekonstruktiv, so erschließt sich uns das Reich des Subjektiven. Wenn wir uns in der Plusrichtung bewegen, so überschreiten wir nie die Schwelle des Denkens, denn der Ursprung liegt (nach konstruktiver Methode) im Denken und weist methodisch auf die Denkunendlichkeit hin. Schauen wir hingegen nach rückwärts, dann stoßen wir auf die Doppelseitigkeit der zurückgelegten Etappen: nach vorwärts erscheint uns jede Phase als subjektiv, nach rückwärts als objektiv. Ist dieses rätselhafte Phänomen etwa im Denken selbst begründet? Nein, denn das Denken ist in seinem Charakter und seiner Struktur als objektivierender Prozeß einheitlich. Nichts ist dem Denken fremder als die Subjektivität. Die Subjektivität bezeichnet das Nichtvorhandensein des Denkprozesses, die Negation der Objektivierung. Stoßen wir dennoch auf Subjektivität, dann bleibt uns nichts anderes übrig als ein neues Prinzip heranzuziehen, das dieses Phänomen begründen soll. Die Region des Subjektiven ist das Bewußtsein. Das Subjektive, Ursprüngliche, das von keiner objektivierenden Tat erfaßt ist, liegt im Bewußtsein. Im Gegensatz zu Cohen, der das Bewußtsein als den Inbegriff der objektivierten Daten, sei es in der theoretischen, sei es in der ethischen oder ästhetischen Sphäre, betrachtet, erblickt Natorp im Bewußtsein den letzten Grund der Subjektivität. Sowohl Natorp als auch Cohen gehen vom Denken aus. Auch nach Natorp muß zunächst die objektivierte Welt „erzeugt“ werden. Aber während Cohen das Bewußtsein in der Plusrichtung, im Fortschreiten entdeckt, sucht es Natorp in der Minusrichtung. Der Weg zum Bewußtsein ist immerhin vom Denken aus zu suchen. Aus dem Denken rekonstruieren wir das Bewußtsein. Dabei ergibt sich eine merkwürdige Tatsache. Zwar ist das Denken der Ursprung des gesamten Prozesses, verfahren wir aber rekonstruktiv, so

stellt sich uns als Urgrund nicht das Denken, sondern das Bewußtsein heraus. Denn ebenso wie in der Perspektive der allseitig objektivierten, total bestimmte Gegenstand das unendliche Ziel ist, gilt auch in der Retrospektion die reine Subjektivität als das unendliche Ideal. Zwischen den beiden Polen wickelt sich der Denkprozeß ab. Die reine Subjektivität ist, rekonstruktiv gesehen, der Urgrund des Denkens. Der objektivierende Prozeß verwandelt das Subjektive in objektive Daten. Dem Objektiven liegt das Subjektive zugrunde. Man darf aber, wie gesagt, nie aus dem Auge verlieren, daß man zum Subjektiven erst von dem Objektiven kommt. Ursprünglich ist alles Denken; es gibt nichts außerhalb des Denkens. Und nur durch die rekonstruktive Methode, die selbst eine reine Denkmethode ist, gelangen wir zu einem Urgrund, der über das Denken hinausgeht und der die Allmacht des letzteren zu erschüttern droht. Die Garantie für die Vorherrschaft des Denkens sieht Natorp darin, daß erst das Denken die Pforte zum Subjektiven öffnet.

Unter dem Aspekt des Subjektiven gesehen, gewinnt die Aufgabe einen neuen Charakter, und zwar als der subjektive Stoff, an dem die Form Objektivierungen vollzieht. Der Terminus Stoff und Form bezeichnet lediglich, daß man im Blickfeld der Rekonstruktion methodisch über das Denken hinausgehen muß. Danach gibt es nach Natorp einen Aufgabebegriff, der ganz im Gebiete der Logik liegt und einen zweiten, der in der Sphäre der Psychologie (als der Lehre des Subjektiven) wurzelt. In dieser Fassung deckt sich der Aufgabebegriff mit dem der Potenz.

„Nur wird allerdings eben dann auch das Subjektive von der Objektivierung definierbar, nämlich als ‚Dynamis‘, als Potenz aller der Bestimmungen, die an ihm durch die objektivierende Erkenntnis vollzogen worden und weiter vollziehbar sind. Auch dieser Begriff der Potenz aber ist jetzt nicht mehr bloß negativ; er schließt die Positivität der Möglichkeit und der Aufgabe in sich. Das noch nicht Bestimmte wird zum Bestimmbaren, zu Bestimmenden, zur Möglichkeit und Förderung eben der Bestimmung, welche dann die objektivierende Erkenntnis an ihr wirklich vollzieht . . . Damit kläre sich zugleich der Sinn der Bezeichnung des Unmittelbaren im Bewußtsein, als des Gegebenen, obgleich nicht Bestimmten, sondern erst zu Bestimmenden¹⁾.“ Schon aus diesem Zitat geht die psychologische Färbung, die der Aufgabebegriff in der Retrospektive hat, deutlich hervor. Während nach Cohen der

¹⁾ Natorp: „Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode“, Tübingen 1912, S. 82 f.

Gesamtprozeß des Erkennens in seiner unendlichen Fülle der Objektivierungen antizipiert ist, besteht für Natorp keine solche Vorwegnahme (in der Perspektive ist uns das Problem vorweggenommen), an Stelle deren er ein Ursubjektives, eine aristotelische Potenz treten läßt, die als bestimmbare dem Denken die Aufgabe setzt, an ihr immer nach aufwärts steigende Objektivierungen zu vollziehen. Nach Cohen fließt die Aufgabe aus einem höheren Stadium der Objektivierung, das schon antizipiert ist. Nach Natorp rührt sie von dem Subjektiven, von der Potenz als dem Inbegriff aller möglichen Objektivierungen. Es ist klar, daß durch die Annahme eines solchen ursubjektiven Bewußtseins, das jeder Objektivierung zugrunde liegt, der strenge Idealismus Cohens in gewisser Hinsicht modifiziert ist. Mag dieser Urgrund nur im Sinne einer Potenz, eines Bestimmbaren gedeutet werden, immerhin beginnt das Denken mit einer Gegebenheit. Freilich glaubt Natorp dieses Subjektive als aufgegeben fassen zu können, aber der Sinn einer solchen Aufgabe ist toto genere verschieden von dem der Cohenschen. Bei Cohen setzt sich das Denken selbst im Hinblick auf den antizipierten Gesamtprozeß des Erkennens eine Aufgabe. Natorp dagegen überläßt es auch dem Urgrund, dem Denken solche Aufgaben zu stellen. Auch die rekonstruktive Methode ändert nicht viel an diesen metaphysisch-psychologischen Einschlügen. Die Rekonstruktion besagt bloß, daß dieses Subjektive nur vom Objektiven aus erfaßbar ist; sie leugnet dagegen nicht das Subjektive als Urgrund. Es findet hier eine Verschiebung des kritischen Idealismus nach der metaphysischen Richtung statt.

(Wir sind imstande, Berührungspunkte zwischen dem Aufgegebenen bei Natorp und dem Gegebenen bei Heinrich Maier festzustellen. Nach Maier ist das Gegebene keine Wirklichkeit, kein Sein oder Ding, sondern ein ungeformter Stoff, der durch die kategoriale Formung zum Urteilsgegenstand wird. Obzwar Maier den Gegebenheitsbegriff im vollen Ausmaße gelten läßt, sind doch dem Gegebenen gewisse Züge eigen, die ihm das Gepräge einer Potenz aufdrücken. Denn das Gegebene als isolierte Komponente ist auch nach Maier unerfaßbar; es kann erst durch die kategoriale Formung festgehalten werden. Die Tatsache der kategorialen Funktionen, die ein Etwas formen, verrät einen Stoff, der geformt wird und der in sich die Möglichkeit der kategorialen Formung enthält. Allerdings darf diese Verwandtschaft zwischen dem Gegebenen bei Maier und dem Potenzbegriff bei Natorp nicht überschätzt werden. Denn schon im Hinblick auf ihre Stellung zum Sein können ihre Gegebenheitsbegriffe einander nicht nahekomen.

Wir müssen im Auge behalten, daß Maier vom Realismus herkommt. Sein Gegebenheitsbegriff ist der Niederschlag der Umbildungen und Modifikationen, die er an dem Dinge an sich vollzogen hat. Zwei erkenntnistheoretische Thesen, die miteinander kollidieren, haben den Gegebenheitsbegriff ins Leben gerufen. Einerseits stand die Tatsache fest, daß die Wirklichkeit eine kategoriale Denkform ist, die vom Denken nicht losgelöst werden kann, und daher war Maier gezwungen, das Sein in Beziehung zu einem Denken zu setzen. Andererseits aber ist nicht zu leugnen, daß das Sein ein selbständiges Element, eine unabhängige Komponente enthält.

Durch den Gegebenheitsbegriff wird dieser Gegensatz ausgeglichen. Der wirkliche Gegenstand, der ein Produkt des kategorialen Denkens ist, ist aus einem transzendent Gegebenen geformt. Danach enthält jedes wirkliche Objekt einen transzendenten Rest, der über die Kategorien hinausgeht.

Natorp dagegen gelangt zu dem Begriff des Aufgegebenen von einer entgegengesetzten Richtung, und zwar von dem kritischen Idealismus her. Die Retrospektion entdeckt das Prinzip der Subjektivität. Damit wird der Dualismus von „Stoff und Form“ gewissermaßen aufgenommen. Aber woher soll der „Stoff“ stammen? Sicher nicht aus einer Außenwelt, sondern aus dem Bewußtsein selbst. Das Urbewußtsein erzeugt sowohl den Stoff — das Subjektive, als auch die Form — das objektivierende Denken. Das wirkliche Ding selbst enthält aber nichts, was über das Denken hinausgeht. Denn der Stoff ist nicht gegeben, sondern aufgegeben, d. h. er ist für das Denken aufgegeben und erst vom Denken aus erfassbar. Das Subjektive ist die Kehrseite der Objektivierung. Das Aufgegebene geht vollkommen in der Objektivierung auf. Wir können die Berührungspunkte und die Gegensätze, die zwischen dem Maierschen Gegebenheits- und dem Natorpschen Aufgebenheitsbegriff bestehen, präzise fassen.

Berührungspunkte:

- I. Nach Maier sowie nach Natorp gibt es einen „Stoff“, an dem das Denken kategoriale Objektivierungen und Formungen vollzieht.
- II. Diesem „Stoff“ kommt keine Wirklichkeit zu.
- III. Das Gegebene oder Aufgegebene enthält in sich die kategoriale Bestimmbarkeit, die das Denken aktualisiert.
- IV. Es ist nur vom Gesichtspunkt der Kategorien aus erfassbar.

Gegensätze:

- I. Während nach Natorp das Aufgegebene in einem Urbewußtsein liegt, in dessen Rahmen auch das Denken enthalten ist, faßt es Maier als bewußtseinsfremd Gegebenes, das dem Bewußtsein und dem Denken gegenübersteht. Damit wird in das Sein eine transzendente Komponente hineingetragen.
- II. Nach Maier ist das Gegebene ein selbständiges Datum, das vom Denken unabhängig ist. Natorp dagegen unterwirft das Aufgegebene dem Denken. Es besteht ausschließlich als Potenz für ein aktualisierendes Denken. Das Aufgegebene wird erst aus dem Denken rekonstruiert. Es ist keine selbständige Komponente, sondern ein anderes Vorzeichen der Denkrichtung.
- III. Die Maiersche Gegebenheit bleibt immer im Gegenstand als Rest übrig, der eine zweite Komponente des Seins bildet. Das Aufgegebene nach Natorp wird vollkommen in das Denken aufgelöst.
- IV. Während nach Natorp das Aufgegebene sich dem Denken gegenüber indifferent verhält, verlegt Maier in das Gegebene kategoriale Daten, die das Denken zur bestimmten adäquaten Fassung nötigen.)

Sechstes Kapitel

Das Sein.

Cohen setzt das logische Denken dem mathematisch-naturwissenschaftlichen gleich, daher der folgerichtige Schluß: Sein ist nur das mathematisch-naturwissenschaftliche Sein. Die Tatsachen und die Daten, die das Denken wirklich setzt, sind keine vorwissenschaftlichen Elemente; vor den Wissenschaften gibt es weder Realität noch Wirklichkeit. Zuerst Erkenntnis, dann Erkenntnisgegenstand¹⁾. Die Allmacht der Wissenschaft ist von Cohen begründet. Mit der Wissenschaft zugleich entsteht das Denken, die Realität und die Wirklichkeit. Wirklich ist die Welt der Abstraktionen und der naturwissenschaftlichen Konstruktionen. Cohen hat aber einen dreifachen Wirklichkeitsbegriff. Zunächst wird zwischen Realität und Wirklichkeit unterschieden, und es wird immer wieder vor deren Verwechslung gewarnt. Es gibt für Cohen aber noch einen dritten Begriff auf diesem Gebiete, und zwar den

¹⁾ Diese Formel, obzwar sie im erkenntnistheoretischen Idealismus wurzelt, ist insofern von dem Positivismus und physikalischen Realismus beeinflusst, als sie die Wirklichkeit ausschließlich den Objekten der mathematischen Naturwissenschaft zuspricht.

fundamentalsten aller Begriffe, den des Seins oder des Gegenstandes. Sein und Gegenstand ist für ihn identisch. Cohen spricht sehr häufig von Seinskonstituierung, worunter er die Setzung des Erkenntnisgegenstandes versteht.

Das Sein darf mit der Realität nicht verwechselt werden. Sein oder Gegenstand ist keine besondere Kategorie, der ein bestimmtes Urteil zugeordnet wäre, sondern eine Voraussetzung der Logik¹⁾ 2). Der Gegenstand überhaupt, an dessen Konstituierung die sämtlichen Kategorien teilhaben, ist dem Denken parallel. Jede Art des Urteils erzeugt ein Element der reinen Erkenntnis, „und jedes Element dieser Erkenntnis stellt, bildlich gesprochen, eine Seite des Gegenstandes dar“³⁾.

Dies ist die kontinuierliche Leistung des Denkens in seiner Selbsterzeugung und in der Konstituierung des Seins zugleich. Der Gegenstand schreitet mit dem Denken fort und bleibt, ebenso wie das letztere, fließend und unendlich. Realität ist nur der Ansatzpunkt des Gegenstandes; „der Gegenstand empfängt in ihr seine unerläßliche Vorbedingung. Mit der Realität fängt die Berücksichtigung des eigentlichen Gegenstandes an . . . 4)“. Realität und Wirklichkeit sind zwei Grenzpunkte, zwischen denen der Gegenstand unendlich wächst. In der Realität ist sein Ausgangspunkt, in der Wirklichkeit seine Konkretisierung. Sie sind Etappen auf dem Wege zur Konstituierung und zur Setzung des Gegenstandes. Das Zentralproblem bleibt immer der Gegenstand

1) Es ist wohl zu unterscheiden zwischen dem Gegenstand überhaupt und der Kategorie des Gegenstandes, die im Urteile des Begriffs enthalten ist. Diese ist nichts anderes als die des Individuums und bedeutet das biologische Objekt. Wir sprechen hier vom Gegenstand überhaupt, der dem Denken parallel liegt. (Siehe Cohen: „Logik“, S. 319.)

2) Vgl. A. Görland: Hermann Cohens syst. Arbeit im Dienste d. krit. Idealismus, Kantstudien 1912, S. 232, wo er folgende Gleichungen aufstellt: Realität = Sein = Infinitesimales; Dasein = Wirklichkeit. Die Identifizierung von Realität und Sein steht in keinem Widerspruch zu unserer Behauptung, daß das Sein dennoch über die Realität hinausgehe. Es kommt eben auf den Aspekt an, unter dem man die Realität sieht. Als Kategorie stellt sie das „Mittel der Erzeugung der Gegenständlichkeit“ dar. Und als solches hebt es sich von der Gegenständlichkeit (= Sein) ab. Betrachtet man aber die Realität als Ursprung der Gegenständlichkeit, der sich im unendlichen Prozeß manifestiert, so geht das Sein in der Realität auf. Denn das Sein ist die „Abwandlung“ des Ursprungsprinzips. Aber auch von diesem Standpunkt aus können die beiden Begriffe: Realität und Sein, obwohl sie sich kraft des Erhaltungsprinzips miteinander decken, getrennt werden.

3) A. a. O., S. 75.

4) A. a. O., S. 146.

und dessen Konstituierung, oder mit anderen Worten, der Objektivierungsprozeß des Denkens. Denn die Konstituierung des Gegenstandes ist nichts anderes als die Objektivierung des Denkens selbst.

Wir wollen ein wenig den Verlauf des Objektivierungsprozesses verfolgen.

Die Objektivierung oder die Seinskonstituierung beginnt in der mathematischen Sphäre. In der Klasse der Denkgesetze vollzieht das Denken seine eigene Grundlegung; es ist auf sich selbst zurückgezogen. In dem Augenblick, wo das Denken von der Qualitätssphäre¹⁾ in die mathematische übergeht, setzt die Objektivierung und die Gegenüberstellung des Denkens ein. Von hier ab steigt der Prozeß der Seinskonstituierung immer höher bis ins Unendliche.

Diese Gliederung des Denkprozesses ist mit einer Schwierigkeit behaftet, die Cohen nicht überwunden hat, wobei der Identitätssatz eine Einschränkung erfährt, die seine ganze Bedeutung gefährdet. Einerseits besagt der Identitätssatz Denken und Sein seien identisch. Das Sein sei die objektiverte Kehrseite des Denkens. Es gebe weder ein seinsfreies Denken noch ein absolutes Sein. Die unmittelbare Folge dieser These wäre, daß die Selbstkonstituierung des Denkens der des Seins nicht vorausgehen dürfte. Andererseits, um sich zu objektivieren, muß das Denken bereits in seiner allgemeinen Gesetzmäßigkeit und Einheit konstituiert sein. Eine solche Einheit würde einen direkt entgegengesetzten Schluß ergeben, und zwar würde die Denksphäre der Seinssphäre vorangeschickt werden. Tatsächlich geschieht es ja so. Die ersten Urteile, in denen sich das Denken betätigt, sind die Urteile der Denkgesetze, die qualitativen Urteile. „Die Bedeutung des traditionellen Titels der Qualität für diese Arten des Urteils sehen wir somit darin, daß sie weder allein die Beschaffenheit des Körpers oder auch des Gegenstandes bezeichnen, noch des Seienden als eines solchen, sondern die des reinen Denkens als eines solchen in seinem methodischen Verfahren“²⁾. „Sie sind nicht bloß unersetzlich durch andere Mittel, sondern auch ihre Reihenfolge, die Reihenfolge ihres Gebrauchs darf

1) Die Klasse der Denkgesetze ist das erste Stadium des Denkprozesses, das Cohen das qualitative nennt. Vgl. „Logik“, S. 77—118.

2) Cohen spricht gelegentlich von dem formalen Charakter der Qualitätsurteile, die der Kantschen formalen Logik entsprechen. Diese Bezeichnung darf nur in eingeschränkter Form den Denkgesetzen beigelegt werden. Die Denkgesetze sind insofern formal, als sie von dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gegenstand abstrahieren. Dagegen sehen sie keinesfalls von dem Denkinhalt ab. Kants formale Logik schließt sowohl den Denkgegenstand als auch den Denkinhalt aus.

nicht verwechselt werden. Sie müssen den ersten Schritt bilden, den das reine Denken zu tun hat; mit ihnen kann ein zweiter Schritt nicht weiter führen. Ursprung und Identität und Widerspruch bilden die Grundlagen des Denkens . . . Es gibt keinen Körper, keinen Gegenstand und kein Sein vor der Qualität. So wird am schärfsten die Bedeutung der Qualität klar; auch kein Sein geht ihr voraus. So wird die Identität des Parmenides über sein Sein hinaus durchgeführt. Und indem wir die Qualität nunmehr als Grundlage erkennen, die doch unverkennbar reine Grundlegung ist . . . kein Sein, kein Gegenstand, keine Erkenntnis vor ihr. Aber alles Sein, aller Gegenstand, alle reine Erkenntnis durch sie und aus ihr¹⁾."

Aber wie ist diese Tatsache mit dem Identitätssatz in Einklang zu bringen? Wird nicht derselbe durch das methodische Prius der Denkgesetze preisgegeben? Die qualitativen Urteile haben kein Sein zu ihrem Gegenstand. Die Seinskonstituierung beginnt erst in der mathematischen Klasse. Mögen die Urteile der Qualität die methodisch ersten Bedingungen darstellen, die die Erzeugung des Gegenstandes ermöglichen, immerhin vollziehen sie keine Objektivierung und gehen über die Denksphäre nicht hinaus. Der Ansatz zum Gegenstand wird in dem Urteil der Realität gemacht, in dem der Gegenstand verankert und bestimmt wird. Die Identität von Denken und Sein hat für die Denksphäre keine Geltung, und daher muß sie als undurchführbar betrachtet werden²⁾ ³⁾.

1) „Logik“, S. 120.

2) Wenn wir dieses Problem nicht vom Gesichtspunkt der Cohenschen Seinslehre betrachten würden, würde sich die Lösung von selbst ergeben. Denn im Grunde genommen, ist die Identität von Denken und Sein keine neue Entdeckung, sondern ein altes Postulat der Logik, daß jedes Urteil einen Urteilsgegenstand hat. Die Grundfunktion des logischen Denkens ist das Urteil, dessen Wesen darin besteht, daß es ein Objekt als wirklich setzt. Der Gegenstand ist nicht nur ein äußerer, in der physischen Welt als real konstituiertes Objekt, sondern kann auch eine innere Tatsache, ein seelischer Bestand sein. Danach würde die Gliederung des Prozesses in ein Denk- und eine Seinssphäre dem Identitätssatz keinen Abbruch tun und auch in der Denksphäre vollzöge das Denken Objektivierungen und Seinskonstituierungen. Der Außenwelt würde eine innere Seinsswelt parallel gesetzt.

Aber, wie gesagt, steht diese Reflexion im Gegensatz zur Cohenschen Lehre des Denkens und Seins. Erstens kennt Cohen keine zwei Wirklichkeitswelten, eine seelische und eine physische, sondern eine einzige, die der mathematischen Naturwissenschaft. Der Urteilsgegenstand ist dem mathematisch-naturwissenschaftlichen gleich. Zweitens ist das reine Denken keine seelische Realität, keine innere Welt. Es ist das übergeordnete Prinzip des Seins, das selbst nie als ein solches aufgefaßt werden kann.

Wie es sich denn auch mit diesem Riß im Cohenschen System verhalten mag, bleibt es eine feststehende Tatsache, daß der erste Objektivierungsakt des Denkens in dem mathematischen System erfolgt. In dem Augenblick, wo das Denken zur mathematischen Klasse übergeht, be-

Die verschiedenartigsten Versuche, für die mathematischen Gebilde eine wirklichkeitsfreie Welt zu konstruieren, die bei den Wahrheitsabsolutisten so großen Anklang gefunden haben, werden vom Cohenschen Standpunkt aus in Abrede gestellt. Der Grund dafür liegt in der eigentümlichen Seinsdeutung, die Cohen ausgebildet hat. Sein, als Erkenntnisgegenstand, kommt auch den mathematischen Urteilen zu. Die Bildung des Gegenstandes beginnt eben in der Mathematik. Das Urteil der Realität vollzieht den Sprung vom Denken zum Gegenstand. Zwischen der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft besteht bloß ein gradueller Unterschied. Die Physik ist ein weiteres Stadium der Erkenntnis, deren Gegenstand sich kontinuierlich entfaltet. Innerhalb der Seinssphäre gibt es eine Klassifizierung; je weiter das Denken vorwärts kommt, desto höher steigt der Gegenstand. Der biologische Gegenstand z. B. geht über den mathematisch-naturwissenschaftlichen hinaus. Auch die Mathematik ist in diese Rangordnung der Erkenntnisgegenstände eingegliedert. Sie bildet das Urstadium des Gegenstandes. Die Differenz zwischen Mathematik und Physik ist ebenso wie die zwischen der letzteren und der Biologie gradueller Natur. Wohl würde die Wirklichkeit nur den physikalischen Größen zukommen, die als Strecken auftreten, jedoch sind die letzteren keine isolierten Gegenstände, die von der mathematischen Welt getrennt sind, sondern eine kontinuierliche Fortsetzung derselben.

Maier, in seinem Werk „Wahrheit und Wirklichkeit“, S. 20, weist die beiden Grundmotive der Entwirklichung der mathematischen Welt auf:

1. der apriorische Charakter der mathematischen Axiome,
2. die Ausschaltung des anschaulichen Elements des mathematischen Raumes und dessen Auflösung in ein System von Quantitätsrelationen. Die geometrischen Untersuchungen haben viel zu dieser Auffassung beigetragen.

Daß diese Voraussetzungen im Cohenschen System vorliegen, ist klar, und dennoch werden die wahrheitsabsolutistischen Folgerungen nicht gezogen. Vgl. Cassirer: „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“, S. 240 ff.; Natorp: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“.

³⁾ A. Görland verfährt in der „Prologik“ (Berlin, 1930) nach einer neuen Methode. Die Spaltung in Denken und Gegenstand ist bei ihm eine ursprüngliche Tat der Prologik. Sie ist bereits in der Kategorie der Merkmaligkeit, in der Frage enthalten. „Bedeutung — Andeutung“, „Bezeichnung — Anzeichen“ stellen die polare Spannung zwischen dem Denken und dessen Gegenstand in der prologischen Sphäre dar. Die Scheidung in Problem und Phänomen ist der Prologik naturhaft und ursprünglich. Es besteht zwischen ihnen durchgängige, strenge Korrelativität. Damit ist der Identitätssatz bedeutend modifiziert. (Leider können wir nicht ausführlicher auf die „Prologik“ eingehen, da die Berücksichtigung eines so grundlegenden Werkes, das den kritischen Idealismus in vieler Hinsicht umbildet, im Rahmen unserer Arbeit, die bereits vor dem Erscheinen dieses Werkes abgefaßt wurde, unmöglich ist.)

gint seine Objektivierung zum Gegenstand¹⁾). Durch die mathematische Methode konstituiert das Denken eine Außenwelt, die ihm gegenübersteht. Das Objektivieren ist eine weitere Phase des Erkennens, des mathematischen Denkens, das einen Gegenstand sich selbst entgegensetzt und ihn nach außen verlegt.

Das Rätselhafte in diesem Prozeß ist der Uebergang und der Sprung von den Urteilen der Denkgesetze zu denen der Mathematik. Von dem Denken als solchem, das an keinen Gegenstand gebunden ist, zum Sein. Der Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels ist wieder einmal in der Ursprungskategorie zu suchen. Die geheime Kraft des Ursprungs vermag nach der Ansicht Cohens die Brücke über den Abgrund des Nicht-Seins zu schlagen. Die mathematische Erkenntnis, die direkt auf die Urteile der Denkgesetze folgt, verfügt über eine solche Ursprungsmethode, die ihr einen kontinuierlichen Uebergang vom Denken zum Sein ermöglicht. Der Weg führt nach der Cohenschen Bezeichnung über das Nicht-Sein.

Vergessen wir indessen nicht, daß der Ursprungskategorie im Cohenschen System eine Doppelrolle zugewiesen wird. Erstens hat Cohen sie an die Spitze der Denkgesetze gestellt, und zweitens eröffnet sie die Reihe der mathematischen Urteile²⁾). Der Grund dieser zweifachen Mission der Ursprungskategorie besteht darin, daß Cohen an den beiden Stellen mit demselben Problem zu ringen hatte. Sowohl das Denken als auch das Sein sind nicht gegeben, sondern konstituiert. Sie beginnen mit sich selbst und vollziehen ihre eigene Grundlegung. Dennoch darf es keinen Beginn, keinen Anfang geben, sondern eine ewige Fortsetzung. Und abermals nimmt Cohen Zuflucht zu dem Zauberwort der Unendlichkeit, das sich mit dem Ursprung deckt. Die Lösung des Rätsels der Seinskonstituierung ist methodisch dieselbe wie die in der Klasse der Denkgesetze. Der Uebergang vom Denken zum objektivierten Gegenstand ist ein unendlicher Prozeß.

In der mathematischen Klasse erhält das Ursprungsprinzip eine wissenschaftliche Formulierung³⁾, wozu uns die Infinitesimalmethode, mittels derer die konkreten, endlichen Zahlen aus den Infinitesimalzahlen integriert werden, verhilft.

1) „Logik“, S. 85.

2) A. a. O., S. 123.

3) Auch die Monadologie von Leibniz beruht auf dem Ursprungsprinzip. Die ausgedehnte Welt geht aus den unausgedehnten Monaden hervor, die bloß das Prinzip der Extensio enthalten. Es ist kein Zufall, daß derselbe Denker die beiden Theorien begründet hat.

Das Sein, das Cohen völlig quantifiziert, ist durch die Zahl bestimmt und festgelegt. Die Zahlen machen sein Wesen aus. Andererseits sind die Zahlen keine ursprünglichen Größen, sondern werden aus dem unendlich Kleinen abgeleitet. Die konkrete Zahl vermag nur durch das Kontinuitätsgesetz aus dem unendlich Kleinen zustandezukommen. Demzufolge wird die Infinitesimalmethode zum allgemeinen Prinzip der mathematischen Naturwissenschaft ausgebildet. Die Bewegung, die Kurve, das Atom fußen auf diesem Prinzip¹⁾. Aus dem Punkt muß die Kurve, die Bewegung, aus dem Atom das konkrete Ding konstruiert werden. Die Differential- und Integralmethode konstituiert die Gegenstände der mathematischen und naturwissenschaftlichen Welt.

Damit ist die Voraussetzung für die Lösung des Problems gegeben. Denn die Unendlichkeitsmethode ist dem reinen Denken in allen seinen Funktionen wesenhaft, und ebenso wie wir den Prozeß der Kurvenbildung aus dem Tangentenpunkt nicht überblicken können, sind wir auch nicht imstande, die Kontinuität des Denkens in seiner Entfaltung von der Denksphäre zu der Seinswelt zu verfolgen. Immerhin besteht die Kontinuität, die die Seinskonstituierung ermöglicht. „Auch das Denken der Mathematik muß vor allem die Forderung des Ursprungs erfüllen . . . Die Forderung gilt für den Anfang selbst und für jeden Fortschritt in jenem Denken²⁾.“

Das Realitätsurteil in dieser Form deckt sich mit der ersten der vier Fassungen des Ursprungsbegriffs, die oben formuliert worden sind. Die zweite und die dritte Fassung findet natürlich in dem Realitätsurteil keine Anwendung, da die Rolle der Frage und das Problem der Objektivität auf die Denksphäre eingeschränkt sind. In der Seinsphäre kommen sie nicht zur Geltung. Dagegen ist der Ursprung in seiner vierten Formulierung in diesem Urteil wirksam, denn auch für das Sein macht sich die Forderung der Identität geltend. Das unendlich Kleine soll in die Rolle des identischen Trägers treten.

Der Ursprung ist kein einmalig wirkendes Moment, sondern ein kontinuierlicher, permanenter Faktor, der den ganzen Verlauf der Erkenntnis leitet und lenkt. Nicht bloß der Uebergang vom Denken zum Sein ist an die Infinitesimalmethode gebunden, sondern auch der Fortschritt von Phase zu Phase ist nur durch diese Methode möglich. Deshalb bezeichnet Cohen das unendlich Kleine als das Absolute. „Diese Absolutheit des Punktes, sofern in ihm die Richtung liegt und die Erzeugung der Kurve von ihm ununterbrochen ausgeht, zeichnen wir als

1) A. a. O., S. 129.

2) A. a. O., S. 123.

Realität aus¹⁾." Die Bezeichnung Absolutheit darf nicht im Sinne eines unabhängigen, transzendenten Seins mißverstanden werden. Im Gegenteil, Cohen feiert in der Infinitesimalmethode den großen Sieg des wissenschaftlichen Idealismus, der alles auf das Denken zurückführt. Das unendlich Kleine ist das charakteristische Erzeugnis und die eigenartige Grundlegung des reinen Denkens. Absolutheit kommt dem unendlich Kleinen nur insofern zu, als es den beharrlichen Hintergrund, das identische Prinzip auf der gegenständlichen Seite bildet. Das Sein muß, trotz seines ewigen Wandels, ein beharrliches Element enthalten. „Die Selbigkeit des Seins ist ein Reflex der Identität des Denkens. Diese erst vermag ihre Identität auf das Sein zu erstrecken²⁾.“

Diese Mission erfüllt das Urteil der Realität, das seinen inhaltlichen Ausdruck in der Infinitesimalmethode findet. Im Gegensatz zu den übrigen Denkmethoden, die auf ein Werden hinzielen, behält die Infinitesimalmethode ihre Identität. Die Quantifizierung der Natur hat den fließenden Charakter derselben bedingt und dadurch das Sein in Bewegung, in ein Werden aufgelöst. „In der Physik handelt es sich überall um Bewegung. Und so ist auch in der Mathematik alles Werden . . . Kein Gebilde daher darf als gegeben letztlich betrachtet werden, sondern wie die Bewegung in ihrem Fortschritt bestimmt werden muß, so muß auch das mathematische Denken diesem rastlosen Laufe folgen und an das Werden sich anklammern und in seine Spuren seine Siegel drücken³⁾.“ Das mathematisch-naturwissenschaftliche Denken ist das Denken des Werdens, aber Werden und Sein sind zwei Seiten eines und desselben Prinzips. Wo Werden auftritt, muß ihm das Sein zur Seite stehen, um es festzuhalten und das Zurückgelegte zu objektivieren und zur Bestimmung zu bringen.

Das unendlich Kleine ist das Sein, das das Werden zu einem Erkenntniselement macht. Das Infinitesimale ist das Absolute, d. h. das identische und einheitliche Prinzip auf der gegenständlichen Seite. Es ist das Korrelat zur Identität des Denkens⁴⁾.

¹⁾ A. a. O., S. 130.

²⁾ A. a. O., S. 94.

³⁾ A. a. O., S. 121.

⁴⁾ Diese Reflexion ist durch positiv-wissenschaftliche Theorien wie die der Kurvenentstehung durch den Tangentenpunkt, der Beschleunigung durch den absoluten Punkt und des Reihenproblems bestimmt. In dieser Methode sieht Cohen das einheitlich identische Verfahren, das dem Gegenstand seine Identität sichert. Vgl. „Logik“, S. 129 f.

Gegen diese Betrachtung sind seitens der Mathematik Einwände erhoben worden, die aber nicht im Bereich unserer Aufgabe liegen. Vgl. Natorp, Die

Die Beweggründe, die Cohen zu dieser Tat veranlaßt haben, liegen abermals in dem Empirismus und der Kantschen Philosophie.

1. Das Postulat des Empirismus und Sensualismus: Die Zahl sei aus der Empfindung abgeleitet und daher, wie Cohen glaubt, subjektiv, wird von der Infinitesimalmethode widerlegt. Die unendlich kleine Zahl widersetzt sich solchen Versuchen. Wir können sie auf keinen Fall mit der Empfindung in Verbindung setzen. Sie bezeugt den reinen Ursprung der Mathematik. „Wenn die Zahl lediglich ein praktisches Mittel zur Vergleichung der Dinge wäre, so könnte ihr in der Tat Objektivität nicht zugesprochen werden, aber die Infinitesimalzahl widerspricht der Illusion dieser ausschließlichen Bedeutung der Zahl. Sie kann auf ein Ding schlechterdings nicht bezogen werden¹⁾.“

2. Die Marburger Deutung der Kantschen Substanzkategorie sieht in der letzteren eine Umbildung des traditionellen Substanzbegriffes. Kant hat, ihrer Ansicht nach, die Substanz nicht nach der Schablone von Substanz und Akzidenz gebildet, sondern als Vorbedingung für die Verhältnisse und Relationen, die die Kausalität konstituiert. An dieser Stelle taucht eine Schwierigkeit auf, die das Verhältnis zwischen den mathematischen und dynamischen Relationen betrifft. Einerseits ist die Substanz die Voraussetzung für jede Relation, also auch für die des Raumes und der Zeit. Folglich hätte die Substanz ihnen vorangehen müssen. Andererseits aber kann keine Proportion und keine Relation zustandekommen, ohne daß die mathematischen Buchstaben vorhanden wären. Wie wird methodisch das Verhältnis zwischen beiden Grundbedingungen bestimmt? Mit anderen Worten, es ist die Frage nach einer beharrlichen Grundreihe der Mathematik. Die Substanz kann keine Dienste leisten, da sie eine spätere Phase des mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkens ist, das erst auf das mathematische folgt. Cohen weigert sich, die Substanz an die Spitze seiner Kategorien-tafel zu setzen, und zwar aus folgendem Grund: Die Mathematik muß der Physik vorausgeschickt werden, sonst ginge die Reinheit der Erkenntnis verloren. Wenn wir die Substanz in den Vordergrund rücken, verfallen wir abermals in einen Dogmatismus. Nun, was ist die mathematische Vorbedingung, die die Entstehung mathematischer Größen ermöglicht? Darauf fand Cohen keine andere Antwort als die der Infinitesimalmethode. Der Ursprung, der seinen inhaltlichen Ausdruck in

log. Grundl. d. exakt. Wissenschaften, S. 218 ff., wo zum Teil Kritik an der Cohenschen Fassung der Infinitesimalmethode geübt wird. Auch geht Natorp auf die Kritik von Russell ein.

¹⁾ A. a. O., S. 132.

der Infinitesimalmethode hat, bedingt die Zahl und deren Relationen. Er ist das identische Prinzip, das die Identität des Denkens gewährleistet. Da die Naturwissenschaft auf der Mathematik beruht, gestaltet sich die Infinitesimalmethode zum Prinzip des mathematisch-naturwissenschaftlichen Seins^{1) 2) 3)}.

Wenn wir uns diese Seinslehre noch einmal vergegenwärtigen, so ist es kaum begreiflich, wie Cohen, der das ontologische Problem in den Vordergrund gerückt hat, in seinem allzu eifrigen Bemühen, das Sein vom Makel des Sensualismus zu befreien, gegen dasselbe verhängnisvoll verstoßen konnte. Dieser Fehler hat sich derartig ausgewirkt, daß das Sein im Cohenschen System in ganz andere Begriffe aufgelöst worden ist. Die Hauptmerkmale desselben sind verwischt. Es würde nicht übertrieben sein, wenn wir sagten, daß wir bei Cohen überhaupt keine Seinsinterpretation finden. Die Realität in der Cohenschen Fassung stellt alles andere eher als das wahrhafte Sein dar.

Wir haben bereits oben darauf hingewiesen, daß das Sein für Cohen sich mit dem Gegenstand deckt, und es wäre zweckvoll, diese Voraussetzung einer Prüfung zu unterziehen. Wie steht es eigentlich mit dieser Gleichsetzung?

Daß das Sein nur den Urteilsgegenständen zukommt, ist nach konsequent-idealistischer Auffassung eine Selbstverständlichkeit, aber das berechtigt uns noch lange nicht, die beiden Begriffe einander gleichzusetzen. Freilich besteht der spezifische Charakter des Urteilsgegenstandes in seiner Wirklichsetzung, aber um einen Gegenstand zu formen, muß bereits die Seinskategorie als vorausgesetzt gelten. Sonst würden wir das Eigentümliche und Charakteristische an dem Urteilsgegenstand vermissen. Denn die sämtlichen seelischen Funktionen, nicht bloß das kognitive Urteilen, sind intentionale Akte, die auf einen Gegenstand gerichtet sind. Das Fühlen, das Wollen weisen auf volitive und affektive Gegenstände hin. Das emotionale Denken als intentionaler Akt vollzieht gegenständliche Formung.

¹⁾ Cohen: „Kants Theorie der Erfahrung“, S. 423, II. Auflage. Cohen: „Das Prinzip der Infinitesimalmethode und seine Geschichte“, 1883.

²⁾ Die obige Betrachtung hat Cohen in der Logik ausgelassen, weil die Forderung nach einer mathematischen Grundreihe sich mit dem Postulat der Identität deckt.

³⁾ Es ist charakteristisch und befreudend, daß Cohen dem unendlich Kleinen die Realität zuweist und alles Sein aus ihm entstehen läßt. Der Grund dieser eigenartigen Theorie liegt in der starken Abneigung Cohens gegen den Empirismus. In der Unendlichkeit hofft Cohen sich vor dem Empirismus und Sensualismus zu retten.

Das Einzigartige an dem Urteilsgegenstand besteht eben in seinem vollen Anspruch auf das Sein. Das Sein muß demnach als ein ursprüngliches Datum des Denkens gelten, das erst den Urteilsgegenstand begründet und ihm seine Dignität verleiht. Die Identifizierung des Seins mit dem Gegenstand degradiert sowohl das erstere als auch das letztere: Das Sein büßt seinen eigentümlichen Inhalt und Sinn, seine ursprüngliche Bedeutung ein, der Urteilsgegenstand kommt um seine eigenartige Bedeutung und wird zu einem der vielen Gegenstände der seelischen Funktionen.

Andererseits geht der Gegenstand nicht völlig in dem Sein auf. Zweifellos ist der Gegenstand im Sein verankert, aber dennoch enthält er solche Daten, die über das Sein hinausgehen. Der Gegenstand ist das Ergebnis der kategorialen Objektivierung, die mittels des gesamten Kategorienapparates vollbracht wird. Die Daten werden räumlich, zeitlich, quantitativ und sachkategorial bestimmt. Das geformte Objekt wird von den Modalitätskategorien in Angriff genommen und wirklich gesetzt. Durch die Wirklichsetzung wird das Objekt zu einem Urteilsgegenstand¹⁾.

Die Formung des Objekts hat mit dem Sein nichts zu tun. Die Sachkategorien z. B. formen nicht seiende Dinge, sondern Dinge als solche. Der Gegenstand erhält seine Vollendung und Rechtfertigung erst in der Seinskategorie, aber keineswegs dürfen wir die allgemeine Konstituierung des Gegenstandes als eine Leistung des Seins auffassen.

Zwar verfügt Cohen über eine Kategorientafel; der Gegenstand wird von sämtlichen Kategorien erzeugt, immerhin denkt sich Cohen das Sein als Voraussetzung und Prinzip, in dem die übrigen Kategorien wurzeln. In jeder kategorialen Leistung liegt für Cohen eine Seinskonstituierung vor. Die Zahl, die Zeit, der Raum, die Substanz werden nur als seiende Daten gedacht. In der kategorialen Setzung einer Substanz ist implicite ein Seinsmoment enthalten. Indem das Denken eine Substanz setzt, legt es ihr das Seinsmerkmal zugleich bei.

Diese Notwendigkeit geht direkt aus dem Identitätssatz hervor. Die sämtlichen Kategorien können bloß als Momente des Seins aufgefaßt werden. Die Seinssetzung ist keine einmalige, abgeschlossene, sondern eine kontinuierliche, fortschreitende Tat. Je weiter das Denken sich entfaltet, desto präziser und bestimmter wird das Sein konstituiert. Das Sein umfaßt räumliche, substanzielle und begriffliche Realität. Deshalb hat Cohen das Realitätsurteil an die Spitze der gegenständlichen Welt

¹⁾ Vgl. hierzu „Wahrheit und Wirklichkeit“, S. 132.

gesetzt. Ohne das Sein könnte keine kategoriale Formung zustandekommen. Diese Ansicht durchzieht wie ein roter Faden das gesamte System Cohens. Er bemüht sich immer wieder zu zeigen, wie die sämtlichen Kategorien auf das Infinitesimalprinzip zurückgehen. Bei tieferem Eindringen in diese Seinstheorie macht sich ein philosophischer Fehler bemerkbar. Es liegt dieser Theorie eine Konzeption zugrunde, welche jahrhundertlang die Metaphysik in Bann hielt und welche ihren prägnanten Ausdruck in dem ontologischen Gottesbeweis fand. Dieser Beweis faßt das Sein als inhaltliche Komponente der Substanz auf, demzufolge er in dem Subsistieren das Existieren erblickt. Seit Kant aber, der diesem Gedankengang seine bekannte These entgegenhielt, daß das Sein kein inhaltliches Merkmal eines Gegenstandes sei, sondern bloß das Verhältnis zwischen dem erkannten Objekt und dem erkennenden Subjekt bestimmt, ist eine Substanz-Existenz-Union nicht mehr haltbar. Jeder Versuch, diese Theorie, in welcher Form immer, wieder aufzustellen, muß als von vornherein aussichtslos bezeichnet werden. Und dennoch entdecken wir in der Cohenschen Seinsinterpretation Spuren eines solchen scholastisch-dogmatischen Gedankenganges. Es ist merkwürdig, daß Cohen bei seinem sonst so überaus scharfen und konsequenten Kritizismus und außerordentlich sensiblem Empfinden gegen jeden dogmatischen Einfluß hier einem dogmatischen Vorurteil verfällt.

Um zu zeigen, wie weit die alte überlieferte Seinsdeutung in die Cohensche Philosophie eingedrungen ist, wollen wir versuchen, den Gedankengang dieser traditionellen Lehre und damit ihre Hauptfehler klar zu erfassen¹⁾.

In dieser Theorie liegt nämlich eine Verwechslung des Seins mit dem Seinsträger vor. Als existierend oder seiend wird immer ein Etwas gesetzt. Dieses Etwas, das als Seinsträger auftritt, ist nichts anderes als das Objekt und dessen Inhärenzien. Sie werden als seiend oder existierend gesetzt. Wenn z. B. einer anderen Kategoriengruppe das Sein zugesprochen wird, werden diese Kategorien als Dinge oder Vorgänge schematisiert. Dem Raum kann insofern Realität zuerkannt werden, als er als Objekt geformt wird. Das Sein bezieht sich auf die Sachkategorien und lehnt sich an sie eng an. Daher der große Fehler in dem ontologischen Gottesbeweis, der die Substanz mit dem Sein als identisch betrachtete. Man setzte den Seinsträger, der nur eine Bedingung für das Sein ist, mit dem Sein gleich.

Selbstverständlich hat diese Ansicht in der Cohenschen Philosophie eine ganz andere Form erhalten. Die Substanz hat ihre Bedeutung als

¹⁾ Cohen trennt Sein und Dasein.

Trägerin des Seins eingebüßt und wurde durch die Infinitesimalzahl ersetzt. Der Verwechslung von Sein und Seinsträger ist dennoch auch Cohen nicht entgangen. Statt der Substanz setzt Cohen das unendlich Kleine, aber ebensowenig wie die erstere ist auch die Infinitesimalzahl mit dem Sein identisch. Das unendlich Kleine vertritt den Seinsträger, keineswegs das Sein selbst. Die Cohensche Beweisführung, daß die Bewegung nur durch das Infinitesimalprinzip bestimmbar ist, legitimiert noch lange nicht den Identitätssatz, der in jeder Kategorie und in jedem Denkelement die Realität erblickt. Auf keinen Fall dürfen wir die Realität mit der Infinitesimalzahl identifizieren. Sie kann höchstens als Seinsträger gelten. Das unendlich Kleine soll erst durch einen besonderen Denkkakt als wirklich gesetzt werden. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Welt, die, wie Cohen glaubt, ihren Ursprung in der Infinitesimalzahl hat, wurzelt nicht eo ipso in dem Sein. Die spinozistische Identifizierung von Substanz und Sein, von Realitätsträger und Realität, die Cohen so scharf angreift, kommt wieder zur Geltung.

Cohen hat insofern Spinoza modifiziert, als er an die Stelle der Substanz die mathematische Zahl gesetzt hat. Der Grundgedanke ist dennoch in der Cohenschen Seinsdeutung wirksam¹⁾.

Wenn wir dieses merkwürdige Phänomen im Cohenschen System tiefer untersuchen würden, würden wir die Ursache und den Grund dieser Verwechslung aufdecken. Das vollständige Eliminieren des Transzendenzbegriffes hat zu der Identifizierung des Seins mit dem Seinsträger beigetragen.

Im Gegensatz zu anderen idealistischen Theorien, die das allgemeine Denken über das tatsächlich wissenschaftliche hinausgehen lassen und in eine transzendente, absolute Sphäre verlegen, stellt die Cohensche Philosophie jeglichen Transzendenzbegriff, sei es als Gegebenheit, sei es als Aufgabe, in Abrede. Das Sein ist das Produkt eines nichttranszendenten Denkens, das selbst einer Konstituierung unterworfen ist. Das Sein nimmt keine besondere Stellung in der Kategoriengruppe ein. Es ist, wie wir oben betont haben, keine einmalige Leistung

¹⁾ Diesem Einwand würde Cohen entgegenhalten, daß zwischen Dasein und Sein unterschieden werden muß. Unsere Behauptungen gelten dem Dasein, das kein Datum des Inhalts ist, das Sein dagegen bildet das ganze Wesen des Gegenstandes. Gegen dieses Argument könnten wir zweierlei einwenden: 1. Dieser Fehler ist, wie sich im späteren Zusammenhang ergeben wird, Cohen auch in der Wirklichkeitsdeutung unterlaufen. 2. Dieser Vorwurf muß selbst für das bloße Sein abgelehnt werden, denn dadurch wird das Sein in einen leeren mathematischen Begriff aufgelöst.

des Denkens, sondern die allgemeine Objektivierung desselben. Eine solche Seinsinterpretation bedeutet die vollständige Entwirklichung des Seins und führt einen ideellen Charakter des Gegenstandes herbei. Um das Sein zu sichern, ist das Postulat einer transzendenten Komponente unumgänglich. Denn sonst wird das Sein in dem Gegenstandsbegriff verflüchtigt und damit zugleich in eine wirklichkeitsfreie Religion verlegt¹⁾. Aus der Kritik, die wir an dem Cohenschen Seinsbegriff geübt haben, ergeben sich neue Schlüsse, die des Verhältnis Cohens zu den Wahrheitsabsolutisten ganz anders charakterisieren.

Wir haben oben zwischen den Wahrheitsabsolutisten und Cohen unterschieden. Den Ausgangspunkt unserer Betrachtung bildete der Identitätssatz, an dem Cohen festhält. Infolgedessen glauben wir im Cohenschen System tiefgehende Gegensätze zu den Wahrheitsabsolutisten feststellen zu können, denn der Identitätssatz lehnt jede Erkenntnis, die von dem Seinen getrennt ist, ab. Das reine Denken ist eng an die Seinskomponente angelehnt. Durch die Fixierung und Bestimmung des Cohenschen Seinsbegriffs erhält der ganze Problemkomplex ein neues Gesicht. Der Identitätssatz verliert an Bedeutung; demzufolge ist der Gegensatz zwischen Cohen und den Wahrheitsabsolutisten verringert. — Zweifellos ist das Sein eine Voraussetzung für das Denken, wie das letztere für das Sein. Aber was ist eigentlich dieses Sein? Nichts anderes als das objektivierte Denken²⁾.

An die Stelle der wirklichkeitsfreien Wahrheit setzt Cohen ein wirklichkeitsfreies Sein. Der ideelle Gegenstand, den Cohen Sein nennt, steht den absoluten Wahrheiten nicht fern, und die Differenz zwischen ihnen ist lediglich ein leerer Wortstreit.

Solange wir tatsächlich nur von dem Sein sprechen, sehen wir keinen Grund, Cohen nicht in die Reihe der Wahrheitsabsolutisten einzuordnen. Der Identitätssatz ist hierbei nicht hindernd.

Sobald wir jedoch die kritische Klasse in Betracht ziehen und auf deren Wirklichkeitskategorie bezugnehmen, eröffnen sich neue Gesichtspunkte, die Cohen abermals in Gegensatz zu den Wahrheitsabsolutisten zu stellen scheinen.

¹⁾ Natorp kommt insofern über die Cohensche Seinsdeutung hinweg, als er das Sein mit der Wirklichkeit identifiziert und dadurch der Empfindung eine gewisse Mission zuweist. Den Dualismus von Realität und Wirklichkeit hat Natorp überwunden. Trotzdem kommt auch bei ihm das Sein zu kurz. Die Identifizierung von Sein und Bestimmung weicht nicht viel von dem Cohenschen Seinsbegriff ab.

²⁾ Natorp: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“, S. 81 ff. „Die Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode“, S. 60 f.

Das kritische Denken bildet mit dem naiven eine Einheit. Die Einheit des Denkens bringt die Einheit des Gegenstandes hervor, sowohl des Seienden als auch des Wirklichen. Im kontinuierlichen Prozeß läuft der Seiende Gegenstand in den Wirklichen aus. Wir dürfen das Sein nicht von der Wirklichkeit trennen, in der es seine Vollendung erhält. Durch die Identifizierung des Denkens mit dem Sein erfolgt zugleich eine Verknüpfung des Ersteren mit der Wirklichkeit. Jeder Denkgegenstand wird unbedingt in der kritischen Sphäre wirklich gesetzt.

Die notwendige Verbindung des Denkens mit der Wirklichkeit steht im Widerspruch mit den wahrheitsabsolutistischen Theorien. Bei den Wahrheitsabsolutisten gibt es Wahrheiten an sich. Das reine Denken ist nach Cohen kein Denken an sich, sondern an das Sein angelehnt, das in die Wirklichkeit mündet. Das Hauptziel des Denkprozesses ist das Problem der Wirklichkeit. Dieses ferne Ideal leuchtet dem Denken auf seinem unendlichen Weg voran. Kommt das Sein der Erkenntnis gleich¹⁾ und wird damit das Sein als ideeller Erkenntnisgegenstand (Gegenstands-Erkenntnis) betrachtet, so bleibt noch immerhin die Wirklichkeit als konkretes Ziel der Erkenntnis übrig. Dem Denken liegt nicht nur das Sein, sondern auch die Wirklichkeit parallel. Es ist schwierig, restlos zu klären, wie weit im Cohenschen System wahrheitsabsolutistische Einschlüsse wirksam sind und wie weit Cohen zu dem Wahrheitsabsolutismus in Gegensatz steht. Bald scheint es uns, daß Cohen sich zu einem gewissen Wahrheitsabsolutismus bekennt, bald stoßen wir auf scharfe Gegensätze, die ihn von den Wahrheitsabsolutisten trennen. Dieser Doppelschein ist eine Folge der ungenügenden Bestimmung des Geltungsbereiches des Identitätssatzes im Cohenschen System. Wir wissen nicht, ob der Identitätssatz sich nur auf das Sein erstreckt, oder ob er auch die Wirklichkeit umfaßt. Der Tendenz nach wäre folgerichtig, daß auch die Wirklichkeit diesem Satz unterstehen würde. Jedoch ist dieser Schluß nicht mit voller Klarheit im Cohenschen System gezogen.

Siebentes Kapitel

Die Wirklichkeit.

Die obige Darstellung des reinen Denkens bezieht sich auf die Theorie, die Forschung dagegen wurde nicht in Angriff genommen. Zur Festlegung der Prinzipien der Forschung dienen die Urteile der Kritik.

¹⁾ Vgl. A. Görland, Kantstudien 1912.

Theorie und Forschung, naive und kritische Kategorien¹⁾ sind die zwei großen Bestandteile des Denkprozesses. Was bedeutet diese Gliederung in Theorie und Kritik?

Es ist bereits mehrfach darauf hingewiesen worden, daß das Cohen'sche System an der Mathematik und Physik orientiert ist. Das wahrhaftige Denken, das das Sein konstituiert, ist das mathematisch-naturwissenschaftliche. Die Aufgabe der Logik ist, das reine Denken in seinen ursprünglichen Formen und Methoden, die in der mathematischen Naturwissenschaft wirksam sind, zu ermitteln. Die Logik ist die Bearbeitung der Kategorien, wie sie die Mathematik und Physik verwendet.

Aber an dieser Stelle entsteht das große Problem, das das ganze System zu erschüttern droht. Es erhebt sich die alte Frage der Empfindung. Die mathematischen Naturwissenschaften sind eng an die Empfindung gebunden. Wer bürgt uns dafür, daß die Empfindung sich der strengen Gesetzmäßigkeit fügen wird? Bisher war die Empfindung ausgeschaltet, nichts durfte sich auf sie stützen. Die Empfindung könnte die Reinheit und Einheit des Denkens durchbrechen. Der Gegenstand der Erkenntnis ist rein und einheitlich, d. h. vom Denken, seinen Methoden gemäß konstituiert. Ist das kein Gedankenspiel? Droht nicht das ganze System zusammenzubrechen, wenn die Empfindung eingreifen würde?

Diese Frage ist das alte Problem, das Kant in dem Satz: Wie ist apriorische Wirklichkeitserkenntnis möglich? formuliert hat. Die Kantsche Lösung, daß wir die konstitutiven Formen und Bedingungen unseres eigenen Denkens, die erst die Erfahrung, sowohl auf ihrer gegenständlichen als auch auf ihrer funktionellen Seite ermöglicht, apriori erkennen, ist, wie wir bereits angedeutet haben, bezweifelt worden, da die Notwendigkeit des apriori für das Zustandekommen der Erfahrung noch lange kein Bürge für deren objektive Gültigkeit ist. Denn gültig sind die Kategorien nur insofern, als sie die Gegebenheit adäquat auffassen. Die adäquate Fassung des Gegebenen könnte aber andere Formungsprinzipien beanspruchen.

Dieses Bedenken bestand nicht für Cohen, da er keine Transzendenz kennt, die vom Denken unabhängig wäre. Das Denken braucht keine Unterstützung und bedarf keiner Verifizierung von außen. Und trotzdem befriedigt ihn die apriorische Notwendigkeit nicht. Sein kritischer Sinn spürt die Lücke des Kantschen Systems und will sie ausfüllen. Er hat zwar das Problem aus der Theorie, wo er alles in dem Denken selbst begründet, verbannt, aber das verringert nicht im mindesten die

¹⁾ Vgl. „Logik“, S. 64, 345 ff., 1902.

Tragweite und die Bedeutung des Empfindungsproblems. Die Frage nach der Möglichkeit der Erfahrung, die aus dem Denken und den empirischen Daten zusammengesetzt ist, bleibt offen. „Die Erfahrung bezeichnet in der Geschichte der Wissenschaft, der Kultur überhaupt das allgemeine Problem, welches gegen die Souveränität der Theorie sich richtet . . . so taucht hier wieder der alte Gegensatz zwischen Denken und Empfindung auf²⁾.“ Also wieder das Problem der Erfahrung.

Die Nöte, in denen der wissenschaftliche Idealismus sich befindet, treten deutlich zutage. Er hat die Empfindung ausgeschaltet und kann sie trotzdem nicht los werden. Er hat keine Transzendenz. Mithin ist die apriorische Notwendigkeit die alleinige Basis der Objektivität, und trotzdem will Cohen auch der Empfindung gerecht werden. Die Aporien des strengen Idealismus treten klar ans Licht. Das unreine Element der Empfindung dringt vor und versucht in die Sphäre des reinen Denkens einzugreifen.

Wie rettet man sich vor der Empfindung? so lautet die allgemeine Frage, die man aus jeder Zeile der Logik herausliest. In dieser Hinsicht leisten die naiven Kategorien nichts. Sie nehmen keinen Bezug auf das Außen, sie betätigen sich in strenger Folge und Ordnung, ohne sich um das fremde Element der Empfindung zu kümmern. Die Theorie tritt an die Bekämpfung nicht heran. Sie ist keine Anwendungstheorie, sondern die Lehre des reinen Denkens, das seinen eigenen Weg selbständig läuft.

Zur Fühlungnahme mit der Empfindung bedarf man einer neuen Art des Denkens, die Cohen als Kritik bezeichnet. Die Kritik prüft und legitimiert das naive Denken³⁾. Dabei ergibt sich ein merkwürdiges Problem. Wie wir bereits oben angedeutet haben, tendiert das Denken nach der Seite des Gegenstandes hin. Das Totalproblem des Denkens ist der konkrete Erfahrungsgegenstand. „Empfindung . . . ist das Totalproblem für alle wissenschaftliche Arbeit . . . die Wirklichkeit der Empfindung ist der unendlich ferne Problemstand³⁾.“ Danach sollten die Modalitätskategorien dem reinen Denkprozeß, wenn auch nicht vorangehen, so zumindest doch parallel laufen. Jede reine Denksetzung muß an ihrem konkreten Korrelat in der kritischen Sphäre gemessen

¹⁾ A. a. O., S. 401.

²⁾ Cohen schreibt der Kritik noch eine Funktion zu und zwar die der Regelung und Vereinigung der Kategorien. Diese Mission ist aber sekundärer Art. Die Haupttendenz der Kritik zielt auf die Empfindung hin.

³⁾ Vgl. Kantstudien, 1912, a. a. O., S. 232.

werden. Ihr Wert und ihre Gültigkeit sind von der Möglichkeit der Konkretisierung im Erfahrungszusammenhang abhängig. Dennoch läßt Cohen die naiven Kategorien selbständig, ohne jede Bezugnahme auf das konkrete Erfahrungssystem, entstehen. In der Tat hat Natorp diese Schwierigkeit beseitigt, indem er die Modalitätskategorien nicht als kritische Kategorien hinter die naiven setzt, sondern die Modalitätskategorien als das allgemeine Charakteristikum der Bestimmung. Als solche umspannen sie den Denkprozeß und leiten die gesamte Denkbestimmung¹⁾. Diese Aporie im Cohenschen System ist wiederum durch die Antizipationsmethode zu beheben. Antizipiert ist der unendliche Prozeß: der naive sowohl als auch der kritische. Und eben kraft der Antizipation schaut das reine Denken auf die Kritik. An jede Denksetzung wird der Maßstab der kritischen Forschung angelegt, obzwar die letztere noch nicht konstituiert ist. Die Antizipation bewirkt, daß das reine Denken seine Setzungen unter dem Gesichtspunkt der Kritik vollziehen kann. Die Kontroverse zwischen Natorp und Cohen über die Stelle der Modalitätskategorien hängt abermals mit ihren verschiedenen Auffassungen über den Charakter des Denkprozesses und der Antizipation aufs engste zusammen. Ist der Prozeß als unendliche Reihe gekennzeichnet, die die sämtlichen Objektivierungen als solche vorwegnimmt, so enthält die sukzessive Ordnung der naiven und kritischen Kategorien keinen Widerspruch. Die ersteren können wohl ihr Ziel und ihre Aufgabe in der Realisierung des Erfahrungsgegenstandes sehen. Denn die konkretisierende Methode ist bereits antizipiert. Versteht man aber unter Antizipation die Problemstellung, nicht die Objektivierung, so müssen die Modalitätskategorien dem Denkprozeß gegenüber zumindest eine parallele Stellung einnehmen. Die Modalitätskategorien begründen die Empirie. Empirie und reine Erkenntnis sind die Hauptbestandteile der Erfahrung, denen Theorie und Forschung entsprechen. Auch die Forschung ist rein. Ihre Aufgabe besteht darin, Kritik an den naiven Kategorien zu üben und sie in Einklang mit der Empirie zu bringen. Mit anderen Worten, das kritische Denken soll die Empfindung berücksichtigen. Was heißt aber Empfindung, und wie kann das reine Denken zu ihr in Beziehung treten? Das ist das große Problem, vor dem der wissenschaftliche Idealismus steht und von dessen Lösung das Schicksal des letzteren abhängig ist.

¹⁾ In seinem letzten Werk „Vorlesungen über die praktische Philosophie“ stellt Natorp die Modalitätskategorien an die Spitze des Denkprozesses. Sie bilden das Urschema des Denkens. Dieser Methode ist Görland in seiner „Prologik“ gefolgt.

In der Tat haben die „Marburger“ sich alle Mühe gegeben, die Lösung des Empfindungsproblems zu finden. Sie haben zu diesem Zweck in der Empfindung eine psychologische und eine logische Schicht aufgedeckt. Die logische Komponente soll mit dem reinen Denken in Einklang gebracht und damit in den Bereich der Erkenntnis eingegliedert werden. Der Weg zu diesem Ziel führt wieder einmal über die Aufgabe. Die Empfindung, behaupten sie, bilde kein Erkenntniselement, keine Erkenntnisquelle, sondern eine Erkenntnisaufgabe, die das kritische Denken, um den Anspruch der Empfindung durch reine Erkenntnis zu ersetzen, nach eigenen Methoden lösen müsse. Diese Theorie der Empfindung ist ebenso wie der Aufgabebegriff selbst von den einzelnen Marburger Philosophen auf mannigfache Weise ausgebildet und gestaltet worden. Hier ist nicht die geeignete Stelle, auf die Schattierungen und Nuancen der Empfindungstheorien der gesamten Marburger Schule einzugehen. Wir wollen uns auf Cohen beschränken, nach dem eine direkte Anwendung des Aufgabebegriffes auf die Empfindung ausgeschlossen ist. Wenn wir die Aufgabe ans richtige Licht der Antizipation rücken, so merken wir sofort, daß die Aufgabe hier nicht an der angebrachten Stelle ist.

Wir müssen immer im Auge behalten, daß wir uns des Aufgabebegriffes nur dann bedienen dürfen, wenn der letztere eine antizipierte Denkphase bildet, die in den Erkenntnisprozeß eingegliedert wird. Die Empfindung kann aber in den Denkprozeß nicht eingeordnet werden. Denn sie ist kein Denkelement, keine Phase des Erkennens, die antizipiert werden könnte.

Im Grunde genommen ist Cohen bei der Bestimmung des Empfindungsbegriffes mit großer Vorsicht zu Werke gegangen. Während die übrigen „Marburger“ die Empfindung einfach mit der Aufgabe identifizieren, vermeidet Cohen die strikte Bezeichnung der Empfindung als Aufgabe. Er spricht immer von einem Hinweis auf eine Aufgabe, die sich das kritische Denken setzt, um den Anspruch der Empfindung zu befriedigen¹⁾. Die Empfindung ist eine Anspielung auf eine Denk-

¹⁾ Das Ding an sich, das die Marburger Philosophie als Aufgabe bezeichnet, darf nicht im Sinne eines realistischen Dinges an sich gedeutet werden, sonst hätte die Aufgabe für das Ding an sich keine Geltung. Das absolute Ding, das unabhängig von jedem Denken existieren würde, stünde in keinem Zusammenhang mit dem Erkenntnisprozeß und könnte durch die Antizipation nicht aufgegeben werden. Unter dem Ding an sich verstehen die Marburger etwas ganz anderes als die Realisten, und zwar das allseitig bestimmte und abgeschlossene Sein, die vollendete Erfahrung. Vgl. Cohen: „Kants Theorie der Erfahrung“.

aufgabe. „Gegen die Selbständigkeit der Empfindung, aber für den Anspruch der Empfindung. Nicht als Empfindung darf sie ihren Anspruch durchsetzen . . . nur durch das reine Denken und die reine Erkenntnis kann auch dieser Anspruch des Einzelnen so befriedigt, wie formuliert werden¹⁾.“

Es läßt sich schwer aus der Cohenschen Darstellung herauslesen, inwiefern Cohen zwischen Empfindung und Aufgabe unterscheidet, ob die Ausdrücke „Hinweis“, „Anspielung“ gedanklich und inhaltlich von der Aufgabe abweichen, oder ob es schließlich nur eine Wortdifferenz ist. Bald scheint es uns, daß Cohen über die Kollision zwischen Aufgabe und Empfindung im klaren war. Bald sind wir dem Glauben nahe, daß der Cohensche Gedankengang über den Kreis der Aufgabe doch nicht hinausgegangen sei. Es ist aber unverständlich, wie die Aufgabe mit ihrem Antizipationscharakter der Empfindung einen Dienst zu leisten vermag.

Wir wollen den Anspruch der Empfindung und die Mittel, mit denen das Denken seiner Aufgabe gerecht wird, definieren²⁾. Das Denken in seiner kritischen Entfaltung muß neue Urteile zur Geltung bringen³⁾, die die Vereinigung der Wahrnehmung mit dem Denken vollziehen sollen. Die Aufgabe der kritischen Kategorien ist darauf gerichtet, die naiven⁴⁾ Kategorien so zu fassen und zu fixieren, daß sie

S. 501, II. Auflage; Naturp: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“, S. 94, „Philosophie, ihr Problem und ihre Probleme“, S. 65.

¹⁾ „Logik“, S. 472.

²⁾ Die Trennung zwischen naiven, d. h. konstitutiven und kritischen Kategorien knüpft wiederum an Kant an. Die Behauptung in der Kritik der reinen Vernunft, daß die Modalitätskategorien kein Datum des Begriffsinhalts sind, bildet den Ausgangspunkt für die Scheidung, die Cohen vorgenommen hat. Kant bezeichnet die Rolle der Modalitätskategorien als Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem erkennenden Subjekt und erkannten Objekt. Cohen setzt an die Stelle des erkennenden Subjekts das reine Denken und dessen Gegenstand an die Stelle des erkannten Objektes, die Empfindung.

³⁾ Das erste Urteil des kritischen Denkens ist das der Möglichkeit. Die Möglichkeit ist die der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erfahrung samt ihrer empirischen Komponente. Auch die Ethik und die Aesthetik werden unter dieses Urteil subsumiert. Um die Möglichkeit zu erreichen, führt Cohen eine neue Kategorie ein, die des Bewußtseins. Die Rolle des Bewußtseins bei Cohen wurde oben untersucht und bestimmt, und wir haben keinen Anlaß, darauf zurückzukommen. Es sei hier bloß bemerkt, daß das Bewußtsein dem Denken eine kritische Wendung gibt.

⁴⁾ Naives und kritisches Denken bilden trotz der Verschiedenheit ihrer Aufgaben einen einheitlichen Prozeß. Ebenso wie das Denken von mathematischen Urteilen zu naturwissenschaftlichen übergeht, verwandelt es sich in eine Kritik.

als Korrelat zur Empfindung gelten sollen. Der größte Teil der neuen Kategorien ist nichts anderes als die Fixierung und Interpretation der naiven Kategorien nach mathematisch-naturwissenschaftlichen Methoden. Die mathematische Naturwissenschaft gestaltet den kategorialen Apparat derart, daß sie mittels der Kategorien das Material ihrer Forschung zu bewältigen vermag. Z. B. die Substanz wird als Materie gedeutet, für die das Postulat der Atome aufgestellt wird, Kausalität wird dem Kraftbegriff gleichgesetzt, der Raum wird zum Krafraum usw. Eine solche Anwendung der Denkformen geschieht auf Grund der Abstraktionskategorien. Während aber die Erkenntnistheorie über diese positivwissenschaftlichen Abstraktionen und Arbeitsmethoden hinausgehen müßte, um die Kategorien in ihrer ursprünglichen Form zu ermitteln, betrachtet Cohen das mathematisch-physikalische Verfahren als die endgültige und grundlegende kategoriale Deutung und schreibt diesen Methoden die Mission der Kritik zu. Das kommt der physikalischen Abstraktion auf Kosten der vorigen Disziplinen zugute. Cohen verwendet zu diesem Zweck den Begriff der Hypothese. Sie dient eigentlich dazu, die Kategorien auf die mathematisch-naturwissenschaftliche Erfahrung anzuwenden. Die Methode der physikalisch-chemisch-biologischen Arbeit ist für Cohen eine kardinale Gesetzmäßigkeit des reinen Denkens, die die Möglichkeit schafft, die Kategorien empirisch zu legitimieren. Durch die Quantifizierung der qualitativen Empfindungsinhalte oder, wie Cohen es bezeichnet, durch das „Uebertragen der Empfindung auf die Wage“ werden die unreinen Empfindungsdaten zu reinen Denkelementen¹⁾. Die Wage ist das legitime Mittel des reinen Denkens, ein Instrument der Physik, dessen auch das reine Denken sich bedient. Empirische Legitimierung darf aber nicht mit der Empfindung verwechselt werden. Die empirische Verifizierung liefert abermals das kritische Denken, das auf die Hinweise der Empfindung bezug nimmt.

Trotz dieser Ausführungen bleibt es unverständlich, wie die Empfindung in ein Verhältnis zum logischen Denken treten kann. Warum soll das selbständige Denken, das in seiner Gesetzmäßigkeit und Einheit fundiert ist, Rücksicht auf einen Empfindungshinweis, der kein Erkenntnisdatum ist, nehmen? Die Behauptung, die Empfindung bringe die Kategorien zur Geltung, ist logisch nicht zu fassen. Mag es für Cohen ein spezifisches Denken geben, das die Relation zwischen Empfindung und reiner Erkenntnis herstellt und die Kategorien so gestaltet,

¹⁾ „Logik“, S. 423 ff. Berlin 1902.

daß den Anforderungen der Empfindung Folge geleistet wird, immerhin ist das Verhältnis zwischen Denken und Empfindung völlig dunkel.

Die Frage nach dem *quid juris* hat Cohen nicht beantwortet. Mit welchem Recht zwingt die Empfindung dem Denken neue Aufgaben auf? Um die Empfindung zu rechtfertigen, gäbe es eine Möglichkeit, eine Transzendenz anzunehmen, die kategoriale Daten bereits enthält. Dem ist aber bei Cohen nicht so, und daher ist der Anspruch der Empfindung unbegründet. Die Empfindung ist ein Fremdling im Erkenntnisprozeß, den wir logisch nicht zu erfassen vermögen.

Andererseits erhebt sich eine neue Frage: Woher kennt die Logik eine Empfindung, die stets einem psycho-physischen Subjekt beigeordnet ist? Die Empfindung und deren Inhalt setzen den Prozeß des Empfindens voraus, dessen Begriff in der Psychologie untergebracht ist. Um so mehr steigert sich die Schwierigkeit, als Cohen jeden Subjektbegriff aus der Logik verbannt hat. Die qualitativen Inhalte, die das kritische Denken umzubilden versucht, sind rein psychologische Daten, und die Tatsache, daß psychologische Inhalte in der reinen Erkenntnis Platz greifen, ist ein Rätsel¹⁾.

Die Antwort, die der kritische Idealismus darauf erteilt, lautet: es muß zwischen der psychologischen und logischen Komponente der Empfindung unterschieden werden. Obzwar der Empfindungsvorgang im psychologischen Sinne an ein psycho-physisches Subjekt gebunden ist, bleibt der logische Wert der Empfindung darin unberührt. Als logisches Element ist die Empfindung dem spontanen Denkprozeß eingliedert. Die Empfindung als Erkenntnisquelle ist reine Spontanität des Denkens. Wie ist es aber um den qualitativen Charakter der Empfindung bestellt? Freilich soll auch das Qualitative reine Denkbestimmung sein, aber hat das reine Denken, wie es bei Cohen gefaßt ist, die nötige Ausrüstung dazu? Erkennt Cohen apriorische Prinzipien für die qualitative Welt an? Dies muß verneint werden. Auch die mechanischen Qualitäten, an denen noch die Physik festhält, versucht er durch die Erkenntniskritik auszuschalten. Wie ist dennoch die Empfindung als ein Glied in der Erkenntnisreihe zu verstehen²⁾? Und wiederum muß man Zuflucht zum relativen Nichts nehmen. Die Empfindung ist das Problem, das das Denken in seiner Entfaltung be-

¹⁾ Es ist kein Zufall, daß die Empiristen, die die Empfindung als einzige Erkenntnisquelle anerkannt haben, zugleich strenge Psychologen waren.

²⁾ Die übrigen „Marburger“ haben das Qualitative, insofern es sich in eine gesetzmäßige Reihe einordnen läßt, in den Denkprozeß aufgenommen. Wir können aber darauf in diesem Zusammenhang nicht näher eingehen.

stimmt. Es ist das „Anderssein“ des Denkens, das dem Denken gegenübersteht und der Objektivierung harret. „Ein Irrationales also, das ein Absolutes, und zwar negativ Absolutes, absolut nicht zu Erkennendes wäre, und dabei wohl gar gegeben, ein solches Irrationales leugnen wir freilich, nicht aber das Irrationale als das *Mη ὄν* der Ratio, ihr Nichtsein im Sinne des korrelativen Gegenbegriffs¹⁾.“ Also ist die Empfindung im Sinne des „korrelativen Gegenbegriffs“ als der entgegengesetzte Pol zu fassen, nach dem das Denken ewig tendiert. Soll man dieses Nichts als selbständiges Prinzip fassen? Das würde wohl im Widerspruch zum kritischen Idealismus stehen, der die absolute Selbständigkeit des Denkens nicht nur in der Objektivierung, sondern auch in der Problemstellung behauptet. Die polare Spannung muß im Denken begründet sein. Das relative Nichts ist nach Cohen der Ursprung des Denkens, und als solcher liegt er im Denken. Das relativ Irrationale, das vom Denken zum Rationalen gemacht werden soll, muß vom Denken selbst gesetzt werden. Denn für ein Fremdes hat das Denken gar keine Erkenntnismittel. Wie konstituiert aber das Denken ein Problem, dessen Wesen ihm selbst fremd ist? Darauf würden wohl die „Marburger“ die Antwort geben: als Problem ist das Qualitative wohl berechtigt; denn in der Natur des Qualitativen liegt es, daß es ins Quantitative umgewandelt werden kann. Und dieses Kennzeichen macht eben das Wesen des Problems aus. Problem bedeutet die Möglichkeit, ins Rationale umgesetzt zu werden. Aber, wie mehrfach hervorgehoben wurde, hat Cohen den Aufgabebegriff in der Antizipation begründet. Mithin muß jede Aufgabe als vorweggenommene objektivierte Denkphase gelten. Und es ist unverständlich, wie das Qualitative antizipiert werden kann. Natorp, der die Antizipation in der Problemstellung sieht, kann mit Recht die Empfindung als das relative Irrationale betrachten. Cohen dagegen, der das relative Nichts mit der Aufgabe nicht identifiziert hat, würde wohl kaum die Möglichkeit haben, die Empfindung als Aufgabe zu fassen. Das Problem des relativen Nichts deckt sich nach Cohen nicht mit dem Begriff der Aufgabe. Cohen konnte statt von der Aufgabe eher von der Empfindung als dem *Mη ὄν* sprechen.

Ausführlicher als in der Logik geht Cohen auf das Empfindungsproblem in seinem Werk: „Kants Theorie der Erfahrung“ ein. „Die Empfindung dagegen ist kein einheitliches Verfahren des Bewußtseins. Sie beschreibt vielmehr nur die Bezogenheit des Bewußtseins auf seinen Inhalt, als Einwirkung, die das Bewußtsein erfahre und erleide.

¹⁾ Natorp: Kantstudien, 1912, S. 207.

Der Charakter der Empfindung ist Reaktion auf erlittenen Eindruck . . . woher stammt diese Wirkung? Abgesehen noch von der Bestimmung der Ursache: wo ist sie überhaupt zu suchen? . . . Zunächst müssen wir freilich antworten: im Bewußtsein¹⁾."

Demnach bezeichnet Cohen die Empfindung als Beziehungsart des Bewußtseins auf irgendeinen Inhalt. Der Inhalt, obzwar er von Gegenständen in der Außenwelt erzeugt zu sein scheint, ist Inhalt des Bewußtseins, das sich seine Inhalte geben läßt. „Die Empfindung dagegen projiziert, und dies scheint ihre eigene Tat zu sein, das Bewußtsein auf ein Äußeres. Indessen ist wohl zu beachten, daß das Äußere, welches die Empfindung projiziert, immer nur ein äußeres Bewußtsein ist, nicht etwa eine äußere Welt oder Natur . . . diesen Gedanken vertritt die Empfindung, daß das Äußere eine reaktiv, als Wirkung gegebenes bezeichnet, das will sagen ein Wirkliches²⁾."

Die Ursache der Empfindung wird in das äußere Bewußtsein, das als Wirkendes gefaßt wird, verlegt. Die Empfindung ist eine eigentümliche Bewußtseinsart, die darin besteht, daß eine Gegebenheit im äußeren Bewußtsein dem inneren Bewußtsein entgegentritt und die Objektivierung seines Inhaltes verlangt. Inneres und äußeres Bewußtsein sind keine zwei „Bewußtseine“, sondern zwei Bewußtseinsrichtungen. Die Empfindung als logisches Datum setzt beide Richtungen gegeneinander in Tätigkeit. Zuerst wird das Bewußtsein nach außen projiziert, um nachher nach innen als etwas Fremdes verlegt zu werden. Cohen versucht einen neuen Begriff der Empfindung zu bilden, dem er ein logisches Gepräge aufdrücken will. Abgesehen davon, daß das Gegebene, welches in der Empfindung erscheint, immer den Charakter eines bewußtseinsfremd Gegebenen hat, der sich nicht auf das Bewußtsein zurückführen läßt, ist die ganze Fixierung der Empfindung für den wissenschaftlichen Idealismus unstichhaltig.

Indessen ist zu beachten, daß das Bewußtsein, von dem die Rede ist, kein psychologisches, sondern ein wissenschaftliches ist. Wissenschaftliches Bewußtsein deckt sich nach Cohen mit dem mathematisch-naturwissenschaftlichen, das zu seinem Inhalt keine qualitativen Daten, sondern quantifizierte hat. Die Empfindung dagegen ist samt ihrem Inhalt qualitativ bestimmt. Sie tritt stets als Qualität auf. Das Verlegen der Qualität in das wissenschaftliche Bewußtsein kollidiert mit den Grundprinzipien des kritischen Idealismus.

¹⁾ Cohen: „Kants Theorie der Erfahrung“, S. 622 ff., III. Auflage.

²⁾ A. a. O., S. 623.

Man könnte einwenden, daß der gegebene Inhalt, den Cohen als Bewußtseinsdatum bezeichnet, eben der quantifizierte sei; der Empfindungsinhalt trete im Bewußtsein, als das mathematisch-naturwissenschaftliche Korrelat, auf.

Dieses Argument ist nicht stichhaltig. Denn die mathematisch-naturwissenschaftlichen Bestimmungen sind keineswegs Empfindungs-inhalte, die rein qualitativer Natur sind. Das Verfahren der Physik, das die spezifischen Sinnesqualitäten quantifiziert¹⁾, ist in der Empfindung nicht gegeben. Es ist lediglich eine wissenschaftliche Abstraktionsmethode, die von dem qualitativen absieht und sich einem quantitativen Korrelat zuwendet. Um diese Abstraktion zu vollziehen, wird der gesamte Apparat der Kategorien aufgeboten, dank dessen die unmittelbaren qualitativen Inhalte in rein physikalische Abstraktionen verwandelt werden. In der Empfindung als solcher sind lediglich die qualitativen Daten gegeben. Es gibt keine quantifizierten Empfindungs-inhalte.

Wenn wir sogar der Cohenschen Ansicht zustimmen und die Empfindung als Bewußtseinsdatum gelten lassen würden, wäre diese Empfindungstheorie, die wir in Cohens Werk: „Kants Theorie der Erfahrung“ vorfinden, für sein späteres System mit einer neuen Schwierigkeit behaftet. Wir müssen uns zu diesem Zweck den weiten Weg, den Cohen von der Epoche, die unter dem Zeichen der Kant-Interpretation steht, zu der des eigenen Systems zurückgelegt hat, vergegenwärtigen. In seiner ersten Periode als Interpret Kants, der treu an seinem Meister festhielt, vertrat er noch die Ansicht, daß das reine Erkennen auch eine rezeptive Seite habe und zwar die Anschauung. Von einem solchen Gesichtspunkt aus könnte er mit vollem Recht ein rezeptives Bewußtsein, im welchen der Empfindungsprozeß sich abspielt, annehmen. In der „Logik“ dagegen, der bereits jede Anschauung fremd ist, ist der Empfindungsbegriff ein unberechtigtes Element. Das Denken ist seinem innersten Wesen nach spontan und lehnt jede Rezeptivität ab. Aber auch das Bewußtsein, das Cohen reines Bewußtsein nennt, ist kein rezeptiv leidendes, sondern ein spontan erzeugendes. In einem solchen

¹⁾ Zwar unterscheidet die Physik zwischen den spezifischen und den mechanischen Qualitäten. Zu den letzteren stellt sie sich anders als zu den spezifischen. Immerhin betrachtet der wissenschaftliche Idealismus dieses Verfahren nicht als die endgültige ideale Methode der mathematischen Naturwissenschaften. Die mechanischen Qualitäten müßten ebenso wie die spezifischen quantifiziert werden. Daß die Physik an den ersteren noch festhält, liegt an dem unvollkommenen Charakter der mathematisch-naturwissenschaftlichen Methode, die nie ihr Ideal erreichen wird. Im unendlichen Prozeß aber werden die qualitativen Reste immer mehr in den Hintergrund treten.

Bewußtsein kann die Empfindung, die ein rezeptives Glied voraussetzt, nicht untergebracht werden¹⁾.

Es ist kein Wunder, daß in der Logik der Begriff der Empfindung nicht vollkommen erarbeitet und bestimmt worden ist. Denn mit dem Ausscheiden der Anschauung muß zugleich auch die Empfindung wegfallen.

Wie dennoch Erfahrung möglich ist, bleibt unter einem Fragezeichen stehen. Der empirische Bestandteil der Erfahrung, so sehr Cohen bemüht war, ihn in den Vordergrund zu rücken, bleibt doch ein Rätsel, das seiner Lösung seitens des kritischen Idealismus harret.

Natorp, der die Aufgabe sowohl in der Perspektive als auch in der Retrospektive erblickt, kann auch die Empfindung nach diesen beiden Seiten auslegen: 1. In der Plusrichtung ist die Empfindung das relative Nichts, das Irrationale, das X. 2. In der Minusrichtung stellt sie das Subjektive (im relativen Sinne), Bestimmbare dar, an dem das Denken seine Objektivierungen vollzieht. Die Empfindung kommt bei Natorp insofern mehr zu ihrem Recht, als sie als der subjektive (rekonstruktiv betrachtet) dem Denken zugrunde liegende „Erkenntnisstoff“ gedeutet wird. Dieser „Stoff“ ist das Aufgegebene, das in sich die Bestimmbarkeit enthält. Die Empfindung bildet sozusagen das subjektive Material, an dem das objektivierende Bewußtsein Objektivierungen vollzieht. Freilich sind die Empfindungsdaten bereits objektivierter Inhalte, die das Bewußtsein aus dem Ursubjektiven, unmittelbar Aufgegebenen gebildet hat, immerhin sind sie für die Wissenschaft die unmittelbaren Daten der Subjektivität, die uns die Aufgabe der Objektivierung setzen. Das Ursubjektive in seiner reinen Form ist ein ewiges Ideal, das nie in Erfüllung gehen wird. Jeder Bewußtseinsinhalt, den die Erkenntnis nach ihrer Methode der Rekonstruktion als subjektiv erfaßt, enthält bereits objektivierter Daten. „So ist vor allem das Empfindungsdatum nicht, als Subjektives, voraus„gegeben“, in dem Sinne, daß es vorher bekannt (das hieße ja: fertig bestimmt) wäre, sondern die psychologische Rekonstruktion hat es erst aufzustellen und zu definieren als die voraus„gegebene“ Möglichkeit (Potenz) aller der Bestimmung, welche die objektivierende

¹⁾ Daß die Empfindung auch auf der Spontanität des Denkens beruht, wird keiner bestreiten. Aber die Frage ist, ob man, ähnlich wie die Marburger es tun, den rezeptiven Charakter völlig ausschalten kann. Das hängt wiederum mit der Spaltung der Empfindung in eine logische und psychologische Komponente zusammen. Während die erstere ein rein spontaner Prozeß ist, haftet dem psychologischen Empfindungsvorgang Rezeptivität an. Das Psychologische an der Empfindung, behauptet der wissenschaftliche Idealismus, ist für die Erkenntniskritik belanglos.

Erkenntnis an ihm wirklich vollzieht. Von dieser Möglichkeit weiß die Empfindung selbst nichts; wie ja offenbar das Neugeborene nichts davon ahnt, was (nämlich vom Objekt, denn das ist stets der Sinn des Gegebenseins) ihm durch die Empfindung gegeben sei; dennoch ist die Psychologie unzweifelhaft im Recht, wenn sie die Empfindung als Ausgang, als subjektiven Grund der objektivierenden Erkenntnis ansetzt.

Eine solche Deutung der Empfindung entspricht vollkommen dem Natorpschen Gedankengang, der sich in der Richtung des Ursubjektiven, Bestimmbaren bewegt. In diesem Punkt macht sich der tiefe Gegensatz zwischen Natorp und Cohen geltend. Während der letztere in den Rahmen des Bewußtseins ausschließlich objektivierter Daten und gegenständliche Elemente einfügt, verlegt Natorp ins Bewußtsein sowohl das Subjektive, Ungeformte als auch das Objektive, Bestimmte, ja, er traut sich sogar ins Metaphysische und restauriert den alten metaphysischen Begriff des Urstoffes, dem Cohens schärfster Kampf galt. Der Begriff des Urbewußtseins und des Urgrundes fand im Natorpschen System eine willkommene Aufnahme, und dadurch ist in den wichtigsten Punkten der Bruch mit dem strengen kritischen Idealismus vollzogen.

Wir haben uns insofern mit dem kritischen Denken und dem Empfindungsproblem eingehend befaßt, als die Wirklichkeitskategorie in engstem Zusammenhang mit ihnen steht. Das Wirklichkeitsurteil ist ein Produkt des kritischen Denkens. Wir haben oben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß Cohen zwischen Sein und Dasein, zwischen Wirklichkeit und Realität unterscheidet. Sein, Realität, Wirklichkeit, Tatsache bedeuten Bestimmung des Denkens. Und nur im Hinblick auf die Art der Bestimmung unterscheiden sie sich voneinander. Realität und Wirklichkeit bezeichnen zwei verschiedene Gebiete der Bestimmung. Die Realität und das Sein vertreten die Bestimmung in abstracto, d. h. die methodische Objektivierung des Denkens. In der Theorie konstituiert das Denken die „allgemeinen Gesetze, die vielmehr nur Anweisung auf Bestimmung, Bestimmungsmöglichkeit als wirkliche Bestimmung“ sind. Die Modalitätskategorien oder, wie Cohen sie nennt, die „kritischen“, konkretisieren die reinen abstrakten Beziehungen des Seins, bestimmen sie in concreto. Die Modalitätskategorien erzeugen die volle konkrete Erfahrungsbestimmtheit. Während z. B. die Bewegung in der Theorie als die Methode der Auflösung des Raumes in der Zeit oder die Auflösung des methodischen Beisammens in der methodischen Gesetzesabfolge gefaßt wird, bekommt sie von den kritischen Kategorien ihre konkrete Bestimmung. Es taucht der Begriff der Strecke auf, der erst die Bewegung der Erfahrung zugänglich macht. Ähnlich verhält es sich

mit den sämtlichen Kategorien wie Raum, Zeit usw. Im ersten Teil der Logik sind sie bloße methodische Funktionen: die Methode der Antizipation, die Methode des Verwandelns des Inneren zum Äußeren usw. Von solchen Begriffen könnte die naturwissenschaftliche Erfahrung nicht den geringsten Nutzen haben. Die Kritik gestaltet erst die Kategorien zu konkreten Erfahrungsformen, zu naturwissenschaftlichen Konstanten. Erst die Begriffe der Größe usw. ermöglichen es, daß die Naturwissenschaft den Raum und die Zeit sich zu eigen machen kann.

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, konstituiert das Denken die kritischen oder die Modalitätskategorien. Sie sollen von den abstrakten „Allgemeinheitsfunktionen“ sich immer mehr dem Einzelnen, Konkreten nähern (was eine unendliche Aufgabe ist). Sie sollen die Denkgesetze in Tatsachen verwandeln. Die kritischen Kategorien sind nicht an dem strukturellen Aufbau des Erkenntnisgegenstandes beteiligt, sondern sie wollen den letzteren in Einklang mit der Empfindung bringen, d. h. konkretisieren.

Wirklichkeit bedeutet die konkrete Erfahrungsbestimmtheit. Sein — die Bestimmungsmöglichkeit. Die Gründe und Ursachen, die ihn dazu bewogen haben, sind die gleichen, die ihn eine Gliederung in kritische und naive Phasen zu unternehmen veranlaßten. Dem Sein mangelte an einer konkreten Basis, an einer festen Unterlage, die auf dem Tatsächlichen beruht. Ebenso wie das Denken soll auch das Sein mit der Empfindung ausgesöhnt werden, und Cohen benutzt dieselben Mittel, um die Ausgleichung der beiden Glieder des Prozesses, die des Seins und die des Denkens mit der Empfindung zu erzielen.

Außer dieser systematischen Reflexion hat zu dem Dualismus ein Kantsches Motiv beigetragen. Kant hat dem Sein in seiner Kategorien-tafel angeblich eine doppelte Stelle eingeräumt.

1. In der Qualitätsklasse, als die Realität.
2. In der Modalitätsgruppe, als das Dasein.

Daran hat Cohen angeknüpft und das Sein von dem Dasein getrennt. Das Urteil der Realität hat er an die Spitze des naturwissenschaftlich-mathematischen Denkens gesetzt, das Urteil der Wirklichkeit hat er im kritischen Denken untergebracht. Die verhängnisvolle Bezeichnung „Realität“, die Kant seiner ersten Qualitätskategorie beigelegt hat, rief den Dualismus im Begriffe des Seins bei Cohen hervor. Die Cohensche Kant-Interpretation ließ sich von systematischen Gesichtspunkten leiten. Im Grunde genommen versteht Kant unter der Realitätskategorie die

apriorischen, formalen Elemente der Empfindungsinhalte¹⁾, und zwar die Apprehensionsformen, keineswegs die Realität in ihrer ontologischen Bedeutung. Die Antizipationen der Wahrnehmung bestätigen dies in vollem Ausmaße. Der strenge Idealismus Cohens verbot ihm, apriorische Empfindungsformen anzuerkennen. Denn dadurch wäre die Empfindung als erstrangiges Erkenntnisdatum legitimiert. Durch solche Betrachtungen bestimmt, war er gezwungen, in der Realitätskategorie den Seinsbegriff zu erblicken und eine Gliederung desselben in Realität und Wirklichkeit vorzunehmen. Er versuchte sogar, die Antizipation der Wahrnehmung in diesem Sinne umzudeuten und in sie den Gedanken des Infinitesimalen hineinzutragen. Demzufolge sollte die Intensität nicht die qualitativen Daten der Empfindung, sondern das mathematisch unendlich Kleine darstellen²⁾.

Auch die Verbindung der Wirklichkeit mit der Empfindung geht auf Kant zurück. Das Postulat der Wirklichkeit bestimmt die Empfindung als materiale Bedingung für die Wirklichkeit. Und ähnlich wie an der Antizipation der Wahrnehmung hat Cohen am Postulat der Wirklichkeit eine Modifikation vollzogen, die darauf hinzielt, die Wirklichkeit nicht den unmittelbaren Empfindungsqualitäten, sondern deren mathematisch-naturwissenschaftlichen Korrelaten zuzuerkennen.

Wir sollten erwarten, daß der Wirklichkeitsbegriff von allen Mängeln, die dem Seinsbegriff anhaften, befreit wäre. Dem ist aber nicht so. Auch die Wirklichkeit hat die Lücken des Seins nicht ausgefüllt. Der Zusammenhang zwischen Empfindung und Wirklichkeit ist nicht ganz deutlich, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Wirklichkeit ein Denkurteil ist, das auf einer Transzendenz beruht. Das Verhältnis zwischen dem reinen Denken und der Empfindung ist von Cohen nicht genügend logisch fixiert.

Andererseits hat Cohen dieselbe Identifizierung wie bei dem Seinsbegriff auch bei Bestimmung des Wirklichkeitsbegriffes vollzogen. Es wird abermals die Wirklichkeit mit deren Träger gleichgesetzt. Die Wirklichkeit bezieht sich auf die Empfindung, die die Instanz des Einzelnen, des Individuellen ist. Daher wird die Kategorie des Einzelnen konstituiert und mit der Wirklichkeit identifiziert, was eben gegen die Selbständigkeit der Wirklichkeit verstößt.

¹⁾ Vgl. Anneliese Maier: „Kants Qualitätskategorien“, Berlin, 1930.

²⁾ Diese Interpretation der Antizipation der Wahrnehmung geht auf Salomon Maimon zurück. Darauf hat bereits Kunze hingewiesen in seinem Werk: „Salomon Maimon“.

Die Kategorie des Einzelnen sollte ihrer Tendenz nach den Anforderungen des Individuellen gerecht werden. Die naiven Kategorien kennen kein Individuelles, kein Einzelnes. Der Gegenstand der Theorie ist ein allgemeiner, ein Gegenstand überhaupt. Die Empfindung setzt die individuellen Dinge voraus; und um ihr Rechnung tragen zu können, muß das Einzelne berücksichtigt werden.

Wie wird das Einzelne bestimmt? Bei der Bestimmung dieses Begriffs hat sich Cohen wieder von einem Kantischen Motiv bestimmen lassen, das ihm übrigens sehr gelegen kam. Dieses Motiv hat ihm eine Pforte von den Kantischen Grundsätzen, die ihm wie jeder streng idealistischer Interpretation keine geringen Schwierigkeiten bereitet haben, zum wissenschaftlichen Idealismus geöffnet; als Sprungbrett diente der Begriff der Größe, der bei Kant der Empfindung zugeordnet ist. Von der intensiven Größe, die in den Empfindungsintensitäten aufgeht, sieht gewöhnlich Cohen im Interesse des kritischen Dualismus ab. Er läßt bloß die extensive Größe bestehen, und es wird eine merkwürdige Gleichung aufgestellt:

Wirklichkeit = Größe¹⁾ = Begriff des Einzelnen = Strecke.

Wie kommt das Denken an das Einzelne heran? Cohen verfügt doch über keine Apprehensions- und Anschauungsformen, die die Bedingung für das Zustandekommen des konkreten Einzelnen bilden²⁾. In der Tat ist das Einzelne das unendliche Ziel des Denkens. Das Einzelne heißt das allseitig Bestimmte. Die Totalbestimmung ist das ewige Problem des Denkens. Die Kategorie besagt nur den unendlich fernen „Problemstand“ des Denkens, den es nie erreichen wird. Demgemäß ist auch die Wirklichkeitskategorie eine unendliche Aufgabe, die nie in Erfüllung gehen wird. Wirklichkeit heißt totale, absolute Bestimmung. Dies ist aber eine ewige Aufgabe, mithin gilt auch die Wirklichkeit als Problem. Jede Wirklichsetzung hat ihre Geltung nur für das jeweilige Stadium. Für die höheren Phasen bleibt sie eine Aufgabe.

Im Cohenschen System ist die Kategorie des Einzelnen auf die Spezifikation des Gesetzes und Begriffs gerichtet. Das sondernde und unterscheidende Denken gelangt in dieser Kategorie zur Geltung. In den naiven Kategorien ist das Denken hauptsächlich auf seine synthetische Funktion beschränkt. Denn die Einheit des Denkens verlangt das Zusammenfassen der sämtlichen Elemente des Erkenntnisprozesses zu einer Einheit. Das naive Denken bildet und konstituiert Urteile und

1) Die Kategorie der Größe entsteht im Urteil der Möglichkeit, das dem Urteil der Wirklichkeit zugrunde liegt.

2) Wie oben erwähnt wurde, hat Natorp dazu die Anschauung verwendet.

Kategorien, denen lediglich ein überindividueller, allgemeiner Charakter zukommt. Es kennt keine Spezifikation und Differenzierung des allgemeinen Gesetzes. Das Verfahren, die Individualwelt unter Allgemeinbegriffe zu subsumieren, ist der Theorie fremd. Das analytische Denken kommt erst in der Kritik zum Vorschein. Die Empfindungsunterschiede verlangen Unterschiede der Denkelemente. Die Bewegung, die in der Theorie als ein System gebildet worden ist, muß zergliedert und analysiert werden. Ihre Einheit soll in einzelne Momente, und zwar in Strecken aufgeteilt werden. Die Substanzkategorie, die in der Theorie als Grundreihe der Relationen gilt, wird in der Kritik von ihrer Beziehung zur Bewegung isoliert und für sich analytisch bestimmt. Die Substanz wird als Materie, als Atomkomplex, als Energiequantum gefaßt. Eine solche Methode verfährt rein analytisch und löst die synthetischen Gebilde des naiven Denkers in ihre Elemente auf.

Wenn wir die Richtung dieser methodischen Arbeit des kritischen Denkens genau verfolgen, erkennen wir, daß diese Methode nichts anderes als eine Anwendung der Allgemeinbegriffe auf ihr untergeordnete Begriffe ist. Während die allgemeine Logik die entgegengesetzte Richtung einschlägt, und zwar vom Einzelnen durch immer nach aufwärts steigende Abstraktionen zu Allgemeinbegriffen gelangt, schreitet Cohen vom Allgemeinbegriff zu den einzelnen Dingen.

Das steht im Zusammenhang mit der Begriffslehre Cohens, auf die bereits mehrfach hingewiesen worden ist. Die Begriffsbildung beruht nach Cohen auf keiner Abstraktionsmethode, sondern auf dem Reihenprinzip eine rein konkretisierende¹⁾.

Diese Methode erreicht bei Cohen keineswegs die individuellen konkreten Dinge. Zum Individuellen gelangt sie überhaupt nicht. Sie macht bei den Allgemeinbegriffen halt. Die Methode steigt bloß von oberen zu unteren Begriffen hinab, aber über das Begriffliche kommt sie nicht hinweg. Größe, Strecke sind reine Allgemeinbegriffe, mit denen die Physik als Gesetzeswissenschaft arbeitet. Das reine Denken, sogar in seiner kritischen Gestalt, kann an kein Einzelding herantreten. Dazu sind Apprehensions- und Anschauungsformen notwendig.

Das zweite Element der Erfahrung, die Empfindung, wird durch eine solche Methode nicht berücksichtigt, sondern aufgehoben. Es wird immer ein begriffliches Korrelat aufgesucht, das der Empfindung entspricht. Dieses Korrelat wird wirklich gesetzt. Und wenn wir die Fixierung eines solchen Wirklichkeitsbegriffs fassen wollten, würde

1) Cassirer: „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“.

sich etwa folgende Bestimmung ergeben: Wirklich seien die extensiven Größen, die Bewegungsstrecken, die den intensiven Größen der Empfindungsinhalte entsprechen.

Diese Wirklichkeit kommt insofern der konkreten Welt näher, als sie auf die Empfindung bezug nimmt. Jedoch wird die Wirklichkeit die physikalischen Abstraktionen nicht los. Wirklich ist nicht die Welt der Farben, Töne, Gerüche, die wir uns vorzustellen vermögen, sondern eine Welt von Atomkomplexen, Energiequanten und Bewegungen.

Das ist ein rein physikalisch-realistischer Standpunkt. Aber während die physikalischen Realisten zumindest die Reaktionen entweder im Sinne der strengen Abbildtheorie als Abbilder oder der Zeichentheorie als Symbole des absolut Wirklichen auffassen und ihnen einen beständigen Halt bieten, löst sie Cohen in einen fließenden Prozeß auf. Die physische Wirklichkeit ist ihrer Selbständigkeit beraubt. Sie gilt bloß als Erkenntniskorrelat, was an dem Schicksal der wissenschaftlichen Entwicklung und Entfaltung teil hat. Sowohl die Erkenntnis als auch deren Gegenstand ist einem ewigen Wechsel und Wandel unterworfen. Sehr häufig stoßen wir bei Cohen auf den Begriff des Werdens. Natorp hat diesen Begriff in den Vordergrund gerückt. Das fieri, der ewige Fluß des Seins ist der Grundpfeiler seines Systems. „So wenig wie also eine Erweiterung des Erfahrungskreises sich je ausschließen läßt (wieviel mehr stets sogar, als notwendig gedacht werden muß), so wenig kann eine abschließende Notwendigkeit, also Wirklichkeit im Sinne vollendeter Bestimmtheit (die nichts unbestimmt ließe) je erreicht sein . . . im Verfahren der empirischen Erkenntnis, im ewigen Prozeß der Erfahrung kann, ja darf die Forderung der Einzigkeit nicht in abschließender Weise erfüllt gedacht werden¹⁾.“

Es gibt nicht bloß einen kontinuierlichen, unendlichen Erkenntnisprozeß, sondern auch eine in infinitum fortschreitende Wirklichkeitssetzung. In jedem höheren Stadium ist die Wirklichkeit vollendeter und bestimmter

Eine solche These verwandelt die Wirklichkeit in einen unselfständigen, unbestimmten Erkenntnisgegenstand. Der Behauptung gegenüber: Wirklich setzen heißt loslösen von der subjektiven Sphäre der Erkenntnis, sagen die Marburger, Wirklichkeit bezeichne die Denkbestimmtheit, die objektiviert Kehrseite des Denkens. Das Denken sei aber nicht subjektiv, sondern rein und „erzeugend“. Im Gegensatz zu den anderen idealistischen Theorien, die sowohl das Denken als auch

¹⁾ Natorp: „Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften“, 1910, S. 93.

die Wirklichkeit als konstante Größen auffassen, die von keiner Entwicklung und Wandlung abhängig sind, lösen die Marburger beide Begriffe in einen fließenden Prozeß auf. Das Wesen der Wirklichkeit besteht nicht in deren abgeschlossenem, vollendetem Charakter, sondern in dem ewigen Fließen.

Die Gründe, die Cohen zu dieser Wirklichkeitsinterpretation bewogen haben, liegen abermals in dem Verhältnis des wissenschaftlichen Idealismus zu den positiven Wissenschaften. Geht man von dem Standpunkt aus, daß das allgemeine Denken, das die Wirklichkeit konstituiert, über das tatsächliche wissenschaftliche Denken hinausgeht, so ist die unmittelbare Folge dieser Voraussetzung, daß die Wirklichkeit von dem universalen Denken gesetzt wird. Dieses Denken ist an den jeweiligen Stand der Wissenschaften nicht gebunden. Es konstituiert das gesamte Universum. Die Aufgabe der positiven Wissenschaften besteht darin, allmählich diese Wirklichkeit zu erfassen. Dadurch wird die Philosophie von der Vorherrschaft der positiven Wissenschaften befreit. Sie verfügt über eine selbständige Methode, die die Wirklichkeitsstruktur aus dem fließenden Strom der Erfahrungswissenschaften heraushebt und bestimmt. Mag die positive Wissenschaft und in erster Linie die Naturwissenschaft die ursprünglichen Formen des Denkens und des Anschauens auf mannigfache Weise gestalten, so bleibt die philosophische Aufgabe, die Erkenntnisformen in ihrer Urgestalt zu fassen, die allein für die Wirklichkeitsdeutung ausschlaggebend ist.

Bei Cohen aber ist diese Tendenz auf die Festlegung der Wirklichkeitsformen nicht wirksam geworden. Die logische und die naturwissenschaftliche Arbeit gehen ineinander über. Die Logik ist an die wissenschaftlichen Tatsachen gebunden und muß deren Hinweisen sich fügen. Das Denken, das die Wirklichkeit setzt, ist das jeweilige mathematisch-naturwissenschaftliche Denken. Es ist dem Entwicklungsprozeß unterstellt. Die Mission der Philosophie ist, die reinen Prinzipien, die der mathematischen Naturwissenschaft zugrunde liegen, herauszuschälen und zu klären. Die Wirklichkeitsformen werden immer auf Grund inhaltlicher Daten bestimmt. Das logische Schema der Wirklichkeit deckt sich mit dem der positiven Wissenschaften.

Der erkenntnistheoretische Idealismus Cohens wäre geeignet, in einen metaphysischen Spiritualismus umzuschlagen. Es könnte diejenige Konsequenz gezogen werden, die einst Berkeley mit voller Schärfe ge-

folgert hat, und zwar: Da das Sein dem percipi gleichkommt, ist es geistiger Natur.

Bei Cohen würde eine solche Wendung einen ganz anderen Charakter haben, immerhin wäre sie ein folgerichtiger Schluß¹⁾).

Cohen war sich dieser Gefahr bewußt und hat sich mit allen Mitteln gegen die metaphysische Deutung seines Systems und die spiritualistische Umbildung seiner Gedankengänge gewehrt. Und in der Tat ist es ihm gelungen, soweit als möglich dem erkenntnistheoretischen Idealismus von dem metaphysischen zu entfernen.

Worin besteht diese schroffe Trennung des Cohenschen Idealismus von dem Spiritualismus?

1. In der Degradierung der seelischen Tätigkeit. Der Positivismus, der in dem Marburger Idealismus wirksam ist, hat dazu beigetragen, daß die seelische Welt der Wirklichkeit entrückt wurde. Die geistigen Tatsachen werden nur als seiend, nicht als wirklich gesetzt. (Das Sein der seelischen Tatsachen setzt sich mit dem Begriff des Seinsollens.)

2. Das erzeugende Denken ist weder als seelische noch als geistige Realität anzusehen. Es ist jeder Seinssphäre übergeordnet. Das Erkennen ist kein psychischer Vorgang, keine seelische Tatsache. Sowohl das physische als auch das geistige Sein ist einer Konstituierung und Setzung unterworfen. Es besteht keine Abhängigkeit der Natur vom Geist, wie es eben bei Berkeley oder Fichte der Fall ist. Daher kann keine Rede von einer Spiritualisierung der Natur sein. Das Denken hat ebensowenig wie die Natur selbst etwas mit dem Geistigen zu tun.

3. Die Herabsetzung der Substanzkategorie, und zwar in doppelter Hinsicht:

- a) die Auflösung des Dingbegriffs in einen Funktionsbegriff,
- b) die Aufhebung der traditionellen Rolle der Substanz als einer Trägerin der Wirklichkeit. An die Stelle der Substanz wird die unendliche Zahl gesetzt.

Eine Spiritualisierung könnte nur dann in Frage kommen, wenn wir die Substanzkategorie als die Trägerin des Seins anerkennen würden. Denn der Sprung vom Physischen ins Psychische wird mittels einer dinglichen Substanzkategorie vollzogen. Diese Kardinalstellung hat die Substanz im Cohenschen System eingebüßt, und damit werden die spiritualistischen Tendenzen abgewiesen.

¹⁾ Bekanntlich ist die Naturgeschichte Philosophie, in der letzten Periode, in einen metaphysischen Idealismus ausgelaufen.

Literaturverzeichnis.

- Bruno Bauch: Wahrheit, Wert und Wirklichkeit. Leipzig 1923.
- Ernst Cassirer: Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Berlin 1910.
Philosophie der symbol. Formen. Bd. III. Berlin 1929.
- Hermann Cohen: Kants Theorie der reinen Erfahrung. Berlin 1871¹, 1885², 1918³.
Das Prinzip der Definitesimalmethode u. d. Geschichte. Berlin 1883.
Kants Begründung der Ethik. Bln. 1871¹, 1910².
Kants Begründung der Aesthetik. Bln. 1889.
System der Philosophie. I. T. Logik der reinen Erkenntnis. Berlin 1902, 1914, 1922.
II. T. Ethik des reinen Willens. Berlin 1904, 1907, 1921.
III. T. Aesthetik des reinen Gefühls. 2 Bde. Berlin 1912.
Kommentar zu Kants K. d. r. V. Leipzig 1907, 1917².
- J. G. Fichte: Erste Einleitung in die Wissenschaftslehre.
Zweite Einleitung i. d. W.-L. (Beide in Fichtes Werke, hrsg. v. Fritz Medicus) Leipzig o. J.
- Nicolai Hartmann: Metaphysik der Erkenntnis. Berlin—Leipzig 1925.
Platos Logik des Seins. Gießen 1909.
- E. Husserl: Logische Untersuchungen. Bd. I. Halle 1909.
- A. Görland: Aristoteles und Kant. Gießen 1909.
- D. Gawronsky: Das Urteil der Realität und seine math. Voraussetzungen. Marburg 1909.
- I. Kant: K. d. r. V., 2. Aufl.
K. d. p. V.
K. d. U.
Prolegomena.
- Kantstudien 1912: Die Abhandlungen über die „Marburger Schule“.

- W. Kinkel: Hermann Cohen. Stuttgart 1924.
- A. Liebert: Das Problem der Geltung. Berlin 1914.
Geist und Welt der Dialektik. Bd. 1. Bln. 1929.
- Heinrich Maier: Logik und Erkenntnistheorie. Tüb. 1900, 1918.
Psychologie des emot. Denkens. Tüb. 1908.
Das geschichtl. Erkennen. Göttingen 1914.
Logik und Psychologie, in Festschrift für A. Riehl. Halle 1914.
Immanuel Kant (Universitäts-Rede). Bln. 1924.
Philosophie der Wirklichkeit. Bd. I. Wahrheit und Wirklichkeit. Tübingen 1926.
Die Anfänge der Philosophie des deutschen Idealismus. Berlin 1930.
- Paul Natorp: Einl. in d. Psychologie nach krit. Methode. Tübingen 1888.
Platos Ideenlehre. Leipzig 1903, 1921.
Philos. Propädeutik in Leitsätzen z. akad. Vorlesungen. Marburg 1903, 1914.
Logik in Leitsätzen z. akad. Vorlesungen. Marburg 1904, 1910.
Allg. Psychologie in Leitsätzen z. akad. Vorlesungen. Marburg 1904, 1910.
Die logischen Grundlagen d. exakten Wissen. Leipzig 1910, 1921.
Philosophie. Ihr Problem und ihre Probleme. Göttingen 1911, 1918.
Allg. Psychologie nach krit. Methode. I. Bd. Tübingen 1912.
Kant und die Marburger Schule. Kantstud. 17, 1912.
Philosophie und Psychologie. Logos 4, 1913.
- H. Rickert: Der Gegenstand der Erkenntnis.
Die Grenzen d. naturwiss. Begriffsbildung.
- Ch. Sigwart: Logik. 5. Aufl. hrsg. v. H. Maier. Tüb. 1924.
- J. Volkelt: Die Quellen d. menschl. Gewißheit. München 1906.
Erfahrung und Denken. Leipzig 1878.

Lebenslauf.

Ich, Josef Solowiejczyk, wurde geboren am 27. Februar 1903 zu Pruzana. Nach Absolvierung des Gymnasiums im Jahre 1922 bezog ich 1924 die Fr. Polnische Universität, wo ich Staatswissenschaften studierte.

Im Jahre 1926 kam ich nach Berlin und begann mein Studium an der Friedrich-Wilhelms-Universität. Nach Ablegung der Ergänzungsprüfungen, die das Ministerium für Volksbildung bestimmt hat, wurde ich vollimmatrikuliert und beschäftigte mich mit philosophischen, nationalökonomischen und orientalischen Studien.

Ich danke meinen hochverehrten Lehrern: Herrn Geheimrat Prof. H. Maier, Herrn Prof. M. Dessoir, Herrn Prof. E. Mittwoch und Herrn Prof. L. Bernhard.